http://www.marxists.org/deutsch/archiv/lafargue/1895/jesuiten/index.htm

Paul Lafargue

Der Jesuitenstaat in Paraguay

(1895)

Aus Kautsky/ Lafargue: **Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen**, 1, 2. Teil, Stuttgart 1895. [1]
Zweite Auflage unter dem Titel: **Vorläufer des neueren Sozialismus**, 3, Stuttgart-Berlin 1922.
Das französische Original wurde nicht publiziert.
Aus Paul Lafargue, **Essays zur Geschichte, Kultur und Politik** (Hrsg. Fritz Keller), Karl Dietz Verlag, Berlin 2004.
Stellen, die mit einem Stern * versehen sind, sind Einfügungen des Herausgebers.
Transkription: Fritz Keller.
HTML-Markierung: Einde O'Callaghan für das **Marxists' Internet Archive**.

Inhalt

I. [Introduction]

II. Die wilden Völkerschaften Paraguays und die Eroberung des Landes durch die Spanier

III. Die Niederlassungen der Jesuiten

IV. Das Leben der Indianer in den Missionen

Anhang: Karl Kautsky über den Jesuitenstaat.

Anmerkung

1.* In seinem *Vorwort* zur zweiten Auflage vergleicht Kautsky den Jesuitenstaat mit dem Regime der Bolschewiki – ein Gedanke, den er auch in seiner gegen Leo Trotzkis Attacken in **Terrorismus und Kommunismus – Anti-Kautsky** (Wien 1920) gerichteten Polemik **Von der Demokratie zur Staatssklaverei** (Berlin 1921, 59) wiederholt.

I. Introduction

Unter den klugen Augen Leos XIII.[2], der sich bescheiden der „Papst der Arbeiter“ betitelt, ist der katholische Klerus Europas und Amerikas ausgezogen, um seinen alten Einfluß auf das Volk zurückzuerobern. Um die Arbeiter dem sozialistischen Einfluß zu entziehen, sorgt er sich neuerdings die Verbesserung des Loses des Proletariers, um welche er sich bis jetzt wenig gekümmert hat, offenbar, weil seine ganze Kraft von den zahlreichen Leistungen aller Art beansprucht wurde, die die Kapitalistenklasse von ihm fordert, die ihn bezahlt. Gegenwärtig gibt es einen christlichen Sozialismus, der sich in großer Wandlungsfähigkeit den Ländern und den sozialen Bedingungen anpaßt, wo seine Apostel ihre Frohbotschaft verkündiger.[3] Es ist deshalb gewiß interessant, einen Einblick in das „Neue Jerusalem“ zu tun, nach welchem die Geistlichen die Menschheit führen wollen. Um diesen Einblick zu gewinnen, brauchen wir nicht in die Fußstapfen des armen Eugen Richter[4] zu treten, der sich unmenschlich abgequält hat, um den Beweis zu erbringen, daß ein Spießbürger seines Schlages unfähig ist, sich dazu aufzuschwingen, eine Moral zu begreifen, die nicht mehr den kapitalistischen Profit zur Grundlage hat, und eine Gesellschaft verstehen zu können, in der dem Produzenten nicht mehr täglich ein Teil der Früchte seiner Arbeit gestohlen wird. Um eine Vorstellung von dem gelobten Land des katholischen Klerus zu erhalten, haben wir auch nicht nötig, unserer Phantasie die Zügel schießen zu lassen und einen „Zukunftsstaat“ zu konstruieren, den uns die Katholisch-Sozialen mit gutem Recht abstreiten könnten. Wir brauchen vielmehr nur die „christliche Republik“ zu studieren, die die Jesuiten in Paraguay schufen.

Die Gesellschaft Jesu gründete mit einer Bevölkerung, die in sittlicher und geistiger Beziehung äußerst entwicklungsfähig war, einen „christlichen Staat“, der bis zu 150.000 Einwohner zählte und länger als eineinhalb Jahrhunderte bestand, nämlich von 1610 bis 1768.

Raynal[5] behauptet, daß „die Jesuiten die Methoden erfahren hatten, welche die Inkas anwendeten, um ihr Reich zu regieren und zu vergrößern, und daß sie sich diese zum Vorbild nahmen“. Funes[6], Dechant der Kathedrale von Córdoba[7] in Südamerika, protestierte jedoch energisch gegen die Behauptung und erklärte, „daß die Jesuiten ein weit erhabeneres Vorbild in den Lehren des Evangeliums gefunden hatten sowie in dem Vorbild der ersten Christen“. Die „Missionen von Paraguay“[8] sind also für Funes eine Verwirklichung des christlichen Ideals, und als solche sollten sie die Bewunderung der Welt herausfordern.[9].

In dieser theokratischen Republik gab es kein geschriebenes Gesetz. „Das Gewissen vertrat die Stelle der Gesetzgebung“, sagt Funes. „Es gab keine Strafgesetze, sondern bloße Vorschriften, deren Übertretung durch Fasten, durch Gebete bestraft wurde [...], und über diese Art der Strafen wird man sich nicht wundern, wenn man weiß, wie schön und rein die herrschenden Sitten waren“. Don Pedro Farardo, Bischof von Buenos Aires, schrieb 1721 in seinem von Charlevoix[10] zitierten Brief an Philipp V.[11] von Spanien: „Unter diesen Völkerschaften herrscht eine so große Unschuld, daß ich glaube, daß im Jahre auch nicht eine einzige Todsünde begangen wird; die Wachsamkeit der Geistlichen beugt sogar den kleinsten Fehlern vor“. – „Es gab keine Zivilgesetze“, heißt es noch weiter bei Funes, „weil bei diesen Indianer das Eigentumsrecht sozusagen unwahrnehmbar war“.

Dieser christlichen Republik wurde das selten Glück zuteil, die skeptischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts zu begeistern, die soweit gingen, „das Los der Indianer Paraguays zu beneiden“, berichtet Azara.[12] Montesquieu sparte mit seinem Lob nicht: „Es gereicht“, sagte er, „der Gesellschaft Jesu zum Ruhme, in jenen Gegenden zuerst die Idee der Religion, gepaart mit derjenigen der Humanität, gezeigt zu haben [...] Sie hat die zerstreuten Völkerschaften aus dem Wald gezogen, sie hat ihnen einen gesicherten Lebensunterhalt gegeben, sie hat sie gekleidet. [...] Es wird immer schön sein, die Menschen zu regieren, um sie glücklich zu machen“.[13].

Die „Missionen“, „Niederlassungen“[14] oder „Lehren [doctrines]“ der Jesuiten, wie man die Ortschaften der theokratischen Republik nannte, wurden aber auch im 17. und 18. Jahrhundert von Gegner heftig angegriffen. Politiker beschuldigten die Gesellschaft Jesu, einen von der spanischen Krone unabhängigen Staat schaffen zu wollen.[15] Die Spanier der Kolonialländer warfen ihr vor, daß sie der Privatindustrie und dem Privathandel eine verderbliche und unlautere Konkurrenz mache, und daß sie

Fremden den Zutritt zu ihren Niederlassungen verbiete, um allein im Besitz und in Nutznießung der im Lande gelegenen Gold- und Silberminen zu bleiben. Andere Gegner nahmen sich die Maske der Religion und Philanthropie vor und bezichtigten die Jesuiten, den Indianer ein verfälschtes Christentum zu lehren und sie mit Arbeit zu überbürden.

Da ich eine durchaus unparteiische Schilderung des paraguayschen Jesuitenstaates geben wollte, habe ich mich bemüht, aufs gewissenhafteste die Anklagen zu prüfen, aus denen vielfach Übelwollen spricht, und sie sich nur zu oft durch ganz bestimmte, sehr materielle Interessen erklären. Aber ebenso sorgsam habe ich die Werke geprüft, in denen eine übertriebene, geheuchelte oder einseitig kritiklose Bewunderung der Schöpfung der Jesuitenpatres zu Tage tritt. Meine Studien über die Organisation der christlichen Gesellschaften Paraguays liegen vor allem die *Briefe der Missionare* zugrunde, sowie die *offiziellen Dokumente*, welche der Jesuit Charlevoix in großer Zahl anführt, der seine **Histoire du Paraguay** nur zu dem Zweck verfaßt hat, das Werk der Gesellschaft Jesu zu verherrlichen. Ferner beschäftige ich mich eingehend mit der **Histoire civile du Parguay** von Funes, Dechant der Kathedrale von Córdoba in Südamerika, der sich bemüht, die Kritik zurückzuweisen, welche in Azara **Voyage dans l'Amérique méridonale** gegen die Republik der Jesuiten enthalten ist. Funes und Azara waren Zeitgenossen, und beide lebten in dem Land der „Missionen" kurze Zeit nach der Vertreibung der Jesuiten. Die Tatsachen, welche sie berichten, sind ihnen also von Augenzeugen mitgeteilt worden.

Die christliche Republik der Jesuiten interessiert die Sozialisten in doppelter Hinsicht. Einmal gibt sie ein ziemlich genaues Bild der Gesellschaftsordnung, welches die katholische Kirche zu verwirklichen strebt, und dann ist sie ein soziales Experiment, und zwar eines der interessantesten und ungewöhnlichsten, welche je gemacht worden sind. Welcher Ansichten man immer in Bezug auf die geheimen Ziele der Gesellschaft sein mag: Man wird nicht umhin können, die hohe politische Einsicht zu bewundern, welche sie in ihrem Werk betätigte; man wird auch nicht umhin können, die Selbstverleugnung, den Mut, das Geschick, Menschen zu erziehen und zu leiten, und die geduldige Zähigkeit der Missionare zu bewundern, welche in den Jesuitenniederlassungen Paraguays die Indianer schulten und regierten.

Anmerkungen

2.* Leo XIII. der von 1878-1903 amtierte, erließ als „Arbeiterpapst" am 15. Mai 1891 das Rundschreiben „Rerum novarum", in dem er Arbeiterfürsorge, Schutz der Werktätigen, Sonntagsruhe, gerechten Lohn und dergleichen forderte. Offensichtlichtes Ziel dieser Enzyklika war die Zurückdrängung des sozialdemokratischen Einflusses auf die Arbeiter.

3.* Mit diesem christlichen Sozialismus, personifiziert durch den französischen Abgeordneten Albert de Mun, der seit 1871 Arbeiterzirkel organisierte und eine katholisch-monarchistische Partei, „l'Alliance catholique" gründete, befaßte sich Lafargue auch in dem Artikel *Un discours du pompier* [*Eine Rede des Feuerwehrmannes*], (**L'Egalité**, 8. Dezember 1882; Reprint in Jacques Girault [Hrsg.] **Textes chioisis**, Paris 1970, 167ff.; vgl. auch **Correspondance Friedrich Engels – Paul et Laura Lafargue**, Paris 1959, 3, 151ff.). Jahre später stellte er sich dem Repräsentanten des christlichen Sozialismus in einem öffentlichen Meeting in Bordeaux (Teile dieser Diskussion wurden veröffentlicht: **Messieur l'abbé Naudet et le citoyen Paul Lafargue a l'Hippodrom lillois – Conférence contradictoire**, Lille 1892).

4.* Der Jurist Eugen Richter (1838-1906) gehörte als Linksliberaler seit 1867 dem deutschen Reichstag, ab 1869 dem preußischen Abgerodnetenhaus an.

5. Raynal: **Histoire philosophique et politique des** (***établissements et du commerce des Européens dans les**) **deux Indes**, Paris 1820. * Guilleaume Thomas François Raynal (1713-1796), Historiker und Philisoph, Angehöriger der Gesellschaft Jesu.

Wie bei allen folgenden Literaturangaben werden in der deutschsprachigen Erstveröffentlichung lediglich einmal das „Quellenwerk“ ohne detaillierte Zitierung angegeben. Diese Vorgangsweise wird beibehalten. Die Verwendung folgender von Lafargue als Quelle angeführter Werke konnte dabei im Text nicht festgestellt werden: Rengger und Longchamp: **Essai historique sur la révolution du Paraguay**, Stuttgart 1829 und Dr. Bourgade La Dardye: **Le Paraguay**, Paris 1889.

6. Don Gregorio (*de) Funes: **Ensayo de la historia civil de Paraguay**, Buenos Aires a Tucuman, Buenos Aires 1816. * Don Gregorio de Funes (1749-1829), seit 1800 Dechant.

7.* In der 1573 gegründeten Stadt Córdoba war ein politischer und kultureller Mittelpunkt im spanischen Vizekönigreich Rio de la Plata: Bereits ab 1621 exisiterte hier eine Universität und ab 1782 war die Stadt Zentrum einer „intendencia [Intendatur]“, eines Amtsbezirkes.

8.* Die argentinische Provinz „Misiones“, die erst 1874 nach kriegerischen Auseinandersetzungen von Paraguay gewonnen wurde, erinnert heute noch mit ihrem Namen an den Jesuitenstaat.

9. Erst nachdem vorliegende Studie niedergeschrieben und in Satz gegangen war, las ich in der **Neuen Zeit**, XI/1 (* 1892-93), 684 ff. den Artikel *Zukunftsstaaten der Vergangenheit*, in dem K(*arl) Kautsky trefflich zeigt, daß die *christliche Republik* von Paraguay nur eine Ausbeutungsorganisation kapitalistischer Kolonialpolitik war, und daß die Jesuiten, diese geschickten Politiker, es verstanden, die kommunistischen Gewohnheiten der Indianer zu Bereicherung des Ordens auszunützen. In einigen Punkten weicht Kautsky Auffassung von der meinen ab, doch ist hier nicht der Ort zu einer Auseinandersetzung darüber.

* Kautsky präzisierte diese Vorwürfe im *Vorwort* zur 1921 erschienen Neuauflage der **Vorläufer des neueren Sozialismus**, 3, Stuttgart-Berlin 1922: „Unsere Meinungsverschiedenheiten lassen sich im wesentlichen darauf zurückführen, daß ich nicht der Meinung bin, die Jesuiten hätten sich vorgenommen, in Paraguay ‚das Ideal des Christentums‘ zu verwirklichen“, sondern sie hätten versucht, den urwüchsigen amerikanischen Kommunismus für sich auszubeuten, der seine höchste Form im Inkastaat Perus gefunden hatte, dessen Einrichtungen den Jesuiten bekannt waren. Andererseits scheint mir die Unterdrückung, die die Jesuiten ausübten, gemessen an anderen kolonialen Methoden nicht so hart, wie Lafargue sie auffaßt. [...]“ (8).

Im Zuge der Volksfrontpolitik näherten sich die Kommunisten später den Einschätzungen Kautskys an (vgl. C. Lugon: **La république communiste chrétienne des Guaranís** [**1610-1768**], Paris 1949, insbes. 11).

10. Xavier Charlevoix: **Histoire du Paraguay**, Paris-Didot-Giffon-Lyon 1757. (* Deutsche Übersetzung unter dem Titel **Geschichte von Paraguay und der Missionen der Gesellschaft Jesu in diesem Gebiet von einem Ex-Priester der Societas Jesu** [Wien 1835]; Brief zitiert nach 330. Pierre François Xavier de Charlevoix lebte von 1682-1761.).

11.* Der Bourbone Philipp von Anjou regierte nach dem spanischen Erbfolgekrieg von 1701-13/14 das Land als Philipp V.

12. Don Felix de Azara: **Voyage dans l’Amerérique méridonial**, Paris 1809 (*Reprint: **Descripción general del Paraguay** – Ed., introd. y notas de Andres Galera Gómez, Madrid 1990). Don Felix de Azara war von 1781 bis 1801 Kommandant an der spanischen Grenze von Paraguay.

13. Montesquieu: **Geist der Gesetze**, 4. Buch, 6. Kapitel. (***De l’Esprit des Lois** [**Œuvres Complétes de Montesquieu** par Ed. Laboulaye, Paris 1876, 3, 155]). Montesquieu sah in Paraguay den schönen Traum seiner Zeit von einer bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht, die „[...] nos arts sans notre luxe et nos besoins sans nos dèsirs [unsere Künste ohne unseren Luxus, unsere Bedürfnisse, ohne unsere Wünsche besitzt]“; allerdings – fügt er einschränkend hinzu, lasse sich dieses Ideal nur in einem kleinen Kreis durchführen, wo „[...] où l’on peut élever tout un peuple comme une famille [man ein ganzes Volk wie eine Familie erziehen kann]“ (156, 158). Auch Diderot, d’Alembert und Voltaire sahen im Jesuitenstaat einen Triumph der Humanität, argwöhnten jedoch, daß der herrschsüchtige Orden sein System über ganz Europa ausdehnen wolle.

14.* Die christlichen Indianerdörfer hießen, solange sie noch keine Pfarreien waren, Reduktionen, weil die Eingeborenen „ad ecclesiam et vitam civilem essent reducti [zur Kirchen und dem zivilisierten Leben zurückgeführt werden]“ (Adam Schirmbeck: **Messis l'araqualensis a patribus S.J. per sexennium collecta (1638-1643)**, Monachii 1649, 108). Vgl. Charlevoix (siheAnm.10), 282.

15. Vgl. Charlevoix (siehe Anm.10), 280.

II. Die wilden Völkerschaften Paraguays und die Eroberung des Landes durch die Spanier

Paraguay war 1536, zur Zeit seiner Eroberung durch Alvaro Nuñez[16], von mehreren wilden Völkerschaften bewohnt, die sich hauptsächlich durch die Sprache unterschieden. Das Volk der Guaranís, das bei weitem zahlreichste von allen, bewohnte einen sehr ausgedehnten Landstrich, der sich von Guayana im Norden bis zur Mündung des Rio de la Plata im Süden erstreckte, im Osten vom Atlantischen Ozean, von den Anden im Westen begrenzt wurde. Die Guaranís bevölkerten Brasilien, und mehrere andere Völker wohnten in ihrer Mitte. Azara bemerkte, „daß man ganz Brasilien bereisen, nach Paraguay kommen, bis nach Buenos Aires gehen und nach Peru hinaufsteigen könne, ohne daß man die Sprache zu wechseln brauche“.

Die guaranísche Nation bestand aus einer unendlichen Anzahl einzelner Clans, die über diesen weiten Landstrich verstreut leben. Viele Clans wohnten in Dörfern, die am Rande der Wälder und längs der Flüsse gelegen waren. Ihre Angehörigen bestritten ihren Lebensunterhalt durch Jagd und Fischfang, durch das Einsammeln des massenhaft vorhandenen Honigs der wilden Bienen und durch einen Ackerbau, der noch in seinen ersten Anfängen steckte. Sie pflanzten Maniok[17], sie bauten Mais und ernteten nach Charlevoix zwei Mal im Jahr. Sie züchteten Hühner, Gänse, Enten, Papageien, Schweine und Hunde. Sie bedienten sich als Waffen der dreikantigen Keule, Makana genannt, des Bogens, der wegen seiner Länge von sechs Fuß und der geringen Biegsamkeit des Holzes, aus dem er bestand, gespannt werden mußte, indem man das eine seiner Enden in den Boden steckte; mit großer Kraft schleuderten sie vier Fuß lange Wurfspieße und Tonkugeln (Bodoguen) von der Größe einer Nuß, welche hart gebrannt wurden und in einem Netz lagen. Auf eine Entfernung von 30 Metern zerschmetterten sie mir ihren Kugeln ein Männerbein, sie töten mit ihnen die Vögel im Fluge. Azara, der von 1781 bis 1801 in den Urwäldern Brasiliens und Paraguays lebte, kam in Berührung mit verkommenen Stämmen von Wilden, die von den Portugiesen und Spaniern verfolgt und gehetzt wurden. Er hat eine sehr geringschätzige Meinung von den Guranís, die in Freiheit in den Wäldern leben, und versichert, sie ständen in geistiger Beziehung so tief, daß sie nicht über vier hinaus zählten könnten. Charlevoix behauptet hingegen, daß sie bis zu zwanzig zählten, was darüber war, bezeichneten sie als „viel“.[18] Azara empfand die guaranísche Sprache als wortarm, guttural und mißtönend. Montoya, einer der ersten Missionare in Paraguay, der diese Sprache vollkommen beherrschte, meinte im Gegenteil, „daß sie sich mit den reichsten europäischen Sprachen messen könne an Harmonie der schönen und wohlklingenden Worte und der großen Präzision der Ausdrücke: Jede Bezeichnung war eine Definition und ergab ein Bild“. Die Guaranís hatten eine leidenschaftliche Vorliebe für die Redekunst. Der sprachgewaltigste unter den Kriegern konnte immer sicher sein, daß seine Meinung triumphieren würde.

Azaras schildert die Guaranís, die er kennenlernte, als furchtsam. Sogar, wenn zehn von Ihnen beieinander waren, wagten sie nicht, einem einzelnen Mann eines anderen Stammes gegenüberzutreten. Demersay[19] bestätigt diese Ansicht, denn er versichert, daß sie, um den Verfolgungen der M'hayas zu entgehen, vor denen sie entsetzliche Furcht empfanden, weder Hunde noch Hühner züchteten, damit ihr Bellen beziehungsweise Gackern ihre Zufluchtsorte nicht verrate. Die Missionare des 18. Jahrhundert rühmten hingegen den Mut der Guaranís, den sie sehr geschickt auszunutzen verstanden. Wären sie vor der Eroberung des Landes durch die Spanier und Portugiesen tatsächlich so hasenherzig gewesen, wie

Azara und Demersay schildern, so hätten sie sich niemals über ein so ausgedehntes Gebiet verbreiten und gegen die anderen Stämme behaupten können, die neben ihnen und in ihrer Mitte wohnten, und deren Kühnheit von keinem Reisenden bestritten wird. Die moralische Entartung, welche die zivilisierten oder wieder in Wildheit versunkenen Guaranís charakterisiert, gereicht dem zivilisatorischen Wirken der spanischen und portugiesischen Eroberer keinesfalls zum Ruhme.

Es steht fest, daß zu der Zeit, als Paraguay erobert wurde, die Guaranís das höchstentwickelte Volk der Gegend waren. Mehrere ihrer Stämme waren seßhaft und trieben einen primitiven Ackerbau. Diese Höhe der sozialen Entwicklung ermöglichte es, sie zur Arbeit anzuhalten und zu versklaven. Deshalb konnten die Portugiesen ihre guaraníschen Gefangenen zu Sklaven machen. Die M'hayas ließen sich hingegen lieber ausrotten, als daß sie sich unter das Joch der Zwangsarbeit gebeugt hätten. Binnen weniger Jahre gelang es den Portugiesen, alle Brasilien bewohnen Guaranís der Zwangsarbeit zu unterwerfen. Die Spanier sammelten in ebenso kurzer Zeit die Guaranís von Paraguay in vierzig „pueblos [bewohnten Orten]" und zwangen sie, häusliche und landwirtschaftliche Arbeiten zu verrichten, „während", wie Azara berichtet, „niemand die übrigen Indianer unterwerfen und in Niederlassungen sammeln konnte". Sogar die Wilden hatten die Befähigung der Guaranís zur Arbeit ausgenutzt. Die M'hayas, die sich für „die tapferste Nation der Welt hielten und auch für die edelste, großmütigste und treueste, wenn es sich darum handelte, ein gegebenes Wort zu halten", und die die Europäer gründlich verachteten, ließen ihre Ländereien durch die Guaranís bestellen. „Allerdings war diese Sklaverei nicht hart", bemerkt Azara, „der Guaraní unterwirft sich ihr freiwillig und nimmt seine Freiheit zurück, wenn es ihm paßt. Die M'hayas erteilen ihren Dienern nie Befehle: Sie bedienen sich ihnen gegenüber nie eines schreienden oder befehlenden Tones [...], sie verlassen sich auf ihren guten Willen, begnügen sich mit dem, was sie aus eigenem Antrieb tun wollen, und teilen mit ihnen alles, was sie besitzen. [...] Ich habe gesehen, wie ein vor Kälte zitternde M'haya seinem guaraníschen Sklaven die Decke überließ, die dieser ihm genommen hatte, ja er ließ sich nicht einmal anmerken, daß er gern selbst die Decke gehabt hätte. [...] Kein Kriegsgefangener will die M'hayas verlassen, obwohl sie zu Sklaven gemacht werden, nicht einmal die gefangenen spanischen Frauen, obwohl viele von ihnen zur Zeit der Entführung bereits erwachsen waren und Kinder hatten".

Das so sanfte und lenkbare Volk sollte in den christlichen „Missionen" eine weit härtere Sklaverei kennenlernen. Jedoch war die Behandlung, die die Guaranís durch die Spanier und die Jesuiten in Paraguay erfuhren, noch milde im Vergleich mit der Vorgangsweise der Portugiesen in Brasilien.

Die christlichen Zivilisatoren hatten ihr zartes Gewissen durch die Erklärung beruhigt, daß die Indianer „gentes sîn razon [Menschen ohne Vernunft]" seien und Zwischenglieder zwischen Mensch und Tier bildeten. Der Bischof von Santa Marta, Franzisco Ortiz, meinte in einer Denkschrift an den Hof von Madrid, „daß er aufgrund seiner Erfahrung, die er aus einem langjährigen Umgang mit den Rothäuten geschöpft habe, diese als dumme Geschöpfe betrachte, die unfähig seien, die christliche Religion zu begreifen und ihre Vorschriften zu befolgen". Dank der Energie und Hingabe von Las Casas[20] erkannte Papst Paul III.[21] in seiner Bulle vom Jahr 1537 die Indianer als Menschen an.[22] Trotzdem trat 1583 in Lima ein Konzil zusammen, um die Frage des Menschentums der Rothäute nochmals zu erörtern.[23] Die Ansichten darüber waren geteilt, doch wollte die Majorität gütigst gelten lassen, daß die Indianer genug Vernunft besäßen, um an den Sakramenten der Kirche teilnehmen zu können. Da aber zur Zeit des Todes Christi der Herrgott noch keine Ahnung von der Existenz Amerikas hatte, das ja Columbus erst 15 Jahrhunderte später entdecken sollte, so hat er auch keine Apostel dorthin senden können, um die Völkerschaften des neuen Weltteils zum Christentum zu bekehren. Der Kasus war schwierig. Man zog sich durch die Annahme aus der Verlegenheit, daß der heilige Thomas[24] von Indien aus nach Amerika gelangt sei, wo man zahlreiche Spuren seines apostolischen Wirkens entdeckt haben wollte. Nachdem die Kirche das entscheidende Wort gesprochen hatte, bemühte sich der spanische Hof in sehr lobenswerter Weise, zu verhindern, daß die Indianer als Lasttiere behandelt und ausgerottet würden, wie dies das Los der Eingeborenen von Peru gewesen war. Die katholische Kirche trägt zum Teil mit die Verantwortlichkeit für die unmenschliche Grausamkeit der „conquistadores [spanische Eroberer von Amerika]"; sie gab ihr einen Schein von Berechtigung, indem sie lange zögerte, die Rothäute als Menschen anzuerkennen.

Die Eroberer von Paraguay und den Ländereien am Rio de la Plata metzelten die Wilden nicht nieder, sondern unterwarfen sie einer milden Sklaverei. Sie bestimmten, daß jeder Indianerstamm, der ein

spanisches Lager angreifen oder ihm irgendwelchen Schaden zufügen würde, zur Knechtschaft verurteilt sei. Alle seine Angehörigen müßten zeitlebens den Siegern dienen und eine „comendaria de yanaconas“ bilden, das heißt sie wurden eine Art von Sklaven, die, an einen bestimmten Ort gefesselt, zu persönlichen Dienstleistungen verpflichtet waren. Aber die „comendarias“ der Spanier[25]unterschieden sich wesentlich von denen der Portugiesen, denn bei den Spaniern war es verboten, die Indianer zu verkaufen, zu mißhandeln, ja sogar sie wegen ihrer Führung, wegen Krankheit oder Alter fortzuschicken. Der Herr der „yanacona“ war verpflichtet, seine Sklaven zu kleiden, zu ernähren, zu pflegen, sie in der christlichen Religion zu unterweisen und ihnen ein Handwerk zu lehren. Man sieht daraus, daß die spanische Regierung die Absicht hatte, die Indianer zu zivilisieren und gleichzeitig dem Zivilsator einen Vorteil zu verschaffen. Alle Jahre besuchten Inspektoren die „comendarias“, ließen sich die Klagen der Indianer vortragen und untersuchten, ob die königlichen Vorschriften und Erlässe (* „cédulas“) befolgt würden.[26].

Wenn die Wilden nicht freiwillig einen festen Wohnsitz wählten und die spanische Oberhoheit anerkannten, so zwang man sie, wenn dies möglich war, einen Ort innerhalb ihres eigenen Gebietes zu wählen und dort ein „pueblo [bewohnter Ort]“, das nach europäischem Muster organisiert wurde.[27] Der Kazike[28], der Kriegshäuptling des Clans, wurde zum „corregidor“ oder obersten Beamten; der „alcalde [Bürgermeister, Ortsvorsteher]“ und die übrigen Mitglieder des „cabildo [Gemeinderates]“ wurden durch Wahl zu ihrem Amt bestimmt. Die in „pueblos“ lebenden Indianer wurden „mitayos“[29] genannt, die nur zwei Monate jährlich den Spaniern dienen mußten, die übrige Zeit waren sie frei und jeder Arbeit für ihre Herren enthoben. Frauen, junge Leute unter 18 Jahre und mehr als 50-jährige Personen, ebenso wie der Kazike, sein ältester Sohn und die Mitglieder des „cabildo“ waren zu keinerlei Dienstleistungen verpflichtet. Die „comendarias de yanaconas“ und „mitayos [* Fronarbeiter]“ wurden an Spanier vergeben, die man für ihre der Krone oder der Kolonie geleisteten Dienste belohnen wollte. Sie gleichen den „Benefizen [Lehen]“, die die feudalen Heerführer und Fürsten ihren Getreuen zuteilten.

Don Martínez de Irala[30], der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert Statthalter (* „gobernador“) von Paraguay war, wollte das besondere Wohlgefallen der spanischen Krone gewinnen, deren Wünsche dahin gingen, daß die Zivilisation der Wilden, das heißt ihre Ansiedlung in „pueblos“, deren Verhältnisse nach europäischem Vorbild geordnet wurden, beschleunigt werden sollte. Er hat deshalb den sinnreichen Einfall, jedem einzelnen das Recht zuzugestehen, auf eigene Kosten neue „pueblos“ zu gründen oder den bereits bestehenden bis dahin noch frei gebliebene Indianer eingliedern zu dürfen. Die Dienste der Eingeborenen, die jemand derart auf eigene Rechnung und Gefahr ansiedelt, sollten ihm auf Lebenszeit gehören, aber mit seinem Tod erlangten die Einwohner der Niederlassung ihre Freiheit zurück und hatten nur an den Staatsschatz eine Abgabe zu entrichten. Die Spanier veranstalteten nun wahre Jagden auf Wilde, wie die Portugiesen und die „mamulucos“ von São Paulo, ein Sammelsurium von europäischen Banditen aller Nationen und Mestizen, die auf einem Felsen ein unzugängliches Räubernest erbaut und befestigt hatten, von dem aus sie in die Gegend einfielen, die Indianer raubten, Männer und Kinder verkauften und einen Teil der Frauen als Konkubinen zurückhielten.[31] Die gehetzten und mißhandelten Wilden flohen in die Wälder, um sich der Macht der grausamen Zivilisatoren zu entziehen, und diese konnten, trotz der eifrigsten Bemühungen, in Paraguay nur 40 „comendarias“ gründen, deren Bestand nur durch eine Schreckensherrschaft ohnegleichen erhalten wurde und in denen häufig Aufstände ausbrachen. Die Wilden nutzten jede Gelegenheit, um zurück in die Wälder zu fliehen, wo sie ihre wiedergewonnene Freiheit energisch verteidigten.

Die Jesuiten kamen gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Paraguay, gerade zu einer Zeit, als die Menschenjagd in voller Blüte stand. Sie wurden die Verteidiger und Beschützer der Indianer. Offen und rücksichtslos kritisierten sie die Handlungsweise der Spanier, klagten sie an, die Befehle der Krone zu mißachten und die Indianer in den „comendarias“ als ihre Sklaven zu betrachten, die sie ihrer Freiheit beraubten, mit Arbeit überhäuften, zugrunde richteten und mißhandelten. Sie trugen ihre Anklagen sogar dem König von Spanien selbst vor, dem ein Jesuit als Beichtvater zur Seiten stand. Sie schilderten ihm die barbarischen Akte, die gegen die Wilden verübt wurden, denen jede religiöse Belehrung vorenthalten blieb; die schamlosen Sitten der Europäer, die Härte und Grausamkeit ihrer Herrschaft, die die Rothäute zugrunde richtete oder zur Revolte und Flucht trieb. Sie erklärten, daß die verübten Brutalitäten die Bekehrung der Indianer verhinderten, daß für diese schon das bloße Wort Spanier ein Greuel sei, und daß sie sich lieber

selbst umbrächten, bevor sie sich unter der Herrschaft der Kolonialregierung in „pueblos“ ansiedelten. Die Jesuiten boten an, die Wilden durch Sanftmut und Überredung zu bekehren und in Dörfern seßhaft zu machen.

Die Jesuiten zogen sich durch ihr mutiges Eingreifen zugunsten der Eingeborenen den Haß und die Feindschaft aller europäischer Ansiedler zu. Diese untersagten ihnen, ihre Dörfer zu betreten, und verweigerten ihnen alle Nahrungsmittel, selbst in der größten Bedrängnis. Die Missionare der Gesellschaft Jesu, die die guaranísche Sprache erlernten – was vor ihnen noch kein katholischer Geistlicher getan hatte – begaben sich in die Wälder und lebten inmitten der Indianer, die erfahren hatten, mit welchem Wohlwollen die Patres sich ihrer annahmen. Als Freunde wurden sie von den Wilden empfangen, die ansonsten vor den Europäern flohen und jeden aus ihrem eigenen Stamm töteten, der ihnen als Dolmetscher diente. Die beiden ersten Missionare, Mazeta und Cataldino[32], lebten in den Wäldern unter den Guaranís und rieten ihnen, sich zusammenzuschließen, um zu einer Macht zu werden, die fähig ist, ihren Verfolgern Widerstand zu leisten und ihre Freiheit zu verteidigen. Die beiden Männer boten alles auf, um das Vertrauen und die Sympathie der Rothäute zu gewinnen. Da sie deren leidenschaftliche Liebe für Musik kannten[33], fuhren sie unter Gesängen durch die Ströme, die Indianer begleiteten ihre Prioge[34] am Ufer oder schwammen hinterher. Hatten sie auf diese Weise eine größere Anzahl von Eingeborenen versammelt, legten die Missionare ihr Schiff an und erklärten die Wahrheiten der christlichen Religion – so melden wenigstens die „erbaulichen Briefe“. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß sie zu den Guaranís von der schlechten Behandlung sprachen, der sie ausgeliefert waren; vom Glück, daß sie unter ihrer väterlichen Leitung genießen würden, und daß sie die Wunder rühmten, die sie selbst vollbringen konnten. „Der Glaube“, sagt Charlevoix[35], „erneuerte in diesen barbarischen Gegenden die Wunder, die die Fabeln von Amphion[36] und Orpheus[37] berichten“.

Die Missionare bemühten sich die Kaziken und Häuptlinge der Stämme durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen[38] und sie dadurch in ihren Bann zu ziehen, daß sie ihnen eine heilsame Flucht vor ihrer geheimnisvollen Macht einflößten. Charlevoix erzählt mit ganz außergewöhnlicher Naivität, daß ein Kazike, der die Taufe empfangen hatte, aber sich weigerte, den Vorstellungen und Ermahnungen der beiden Jesuitenpatres Gehorsam zu leiten, und seine Nebenfrauen wieder zu sich nahm, eine exemplarische Strafe erhielt. „Er verbrannte lebendig in seiner Hütte und lehrte dadurch die neuen Christen, daß es im Himmel einen starken, eifrigen Gott gibt und daß man nicht ungestraft die Mahnungen verachtet, die uns seine Diener in seinem Namen erteilten“. Wahrscheinlich war der hier wiedergegebene Satz von den Jesuiten Mazeta und Cataldino anläßlich dieses Ereignisses gesprochen und ausgelegt worden. Um die Indianer einzuschüchtern, hatten sie ohne Zweifel den unglücklichen Kaziken berauscht und ermordet, um ihn dann zu größeren Ehre Gottes zu schmoren. Es ist doch ziemlich unwahrscheinlich, daß ein kräftiger, gewandter Wilder nicht aus einer kleinen brennenden Hütte hätte entkommen können. Der Dechant der Kathedrale von Córdoba konnte mit Recht sagen, daß die Jesuiten im Sinne und Geist der Lehren des Neuen Testaments wirkten. In den Wäldern der Neuen Welt veranstalteten sie eine Neuauflage des Wunders, durch welches der heilige Petrus Hananias und seine Frau Saphira,bestrafte, die, weil „sie den heiligen Geist belogen und von dem Erlös des Grundstückes“[39] etwas für sich behielten, vom Zorn Gottes getötet, das heißt umgebracht wurden. „Da kam große Furcht über die Gemeinde und alle, die davon hörten“[40], fügt, wie Charlevoix, der Verfasser der Apostelgeschichte hinzu.

Die Gesellschaft Jesu triumphierte über alle Widerstände, den ihr die Spanier in den Kolonien entgegensetzten. Françisco Alfaro, Statthalter von Paraguay, proklamierte im Jahr 1611 einen Erlaß, der strikt verbot, Indianer zu jagen, um sie in „pueblos“ anzusiedeln, und erklärte, daß in Zukunft keine „comendarias“ mehr verliehen werden würden.[41] Aber schon zwei Jahre vorher waren die Jesuiten die Herren der Situation geworden und hatten den Grundstein zu ihrem Reich gelegt, indem sie an die Stelle der weltlichen Häupter und Beamten in einer großen Anzahl von „comendarias“ getreten waren, an deren Umgestaltung sie sich nun machten.

Anmerkungen

16.* Alvaro Nuñez de Vera Cabeza de Vaca war der erste vom spanischen König ernannte Statthalter.

17.* Die Knollen des in den Tropen kultivierten Maniok-Strauches sind den Kartoffeln ähnlich. Im deutschen Text folgt der Nebensatz „aus dem sie Kassawa bereiteten“, der keinen Sinn macht, da „Kassawa“ das indianisch-spanische Wort für „Maniok“ ist.

18. Die Guaranís zählten, wie alle Naturvölker, an Fingern und Zehen; „petei“ bezeichnete einen Finger, „mokoi“ zwei, „m'bohapi“ drei, „yrundi“ vier, „peteipo“ fünf oder eine Hand; „mokoipo“ zehn oder zwei Hände. * Charlevoix (siehe Anm.10), 220.

19. Alfred Demersay: **Histoire** (***physique, économique et politique**) **du Paraguay**, Paris 1860. * Demersay war Mitglied einer wissenschaftlichen Mission in Südamerika.

20.* Bartholomé de las Casas (1474-1566), Bischof von Chiapas in Kolumbien, gilt als „Apostel der Indianer“. Vgl. Bartholomé de las Casas: **Brevissima relacion de la destruyción de las Indias**, Linz 1993 (Reprint).

21.* Der von 1534-1549 amtierende Renaissancepapst Paul III. bemühte sich um eine Kirchenreform.

22.* In der Bulle *Veritas ipsa* wandte er sich scharf gegen die Ansicht der Conquistadoren, daß die „Indianer keine wahrhafften Menschen, vielmehr verstandlose Tiere seyen, weder mit vernünftigen Seelen begabt, noch um des ewigen Lebens willen geschaffen“ (zit. nach Joseph Stöcklein[Hrsg.]: **Der Neue Welt-Bott – Mit allerhand Nachrichten deren Missionaiorum Soc. Jesu**, Augsburg und Graz 1726-1736, 14, 89).

23.* Das dritte Konzil von Lima 1583 nannte sie „personæ miserabilis“, Kinder, Barbaren, der Vernunft nicht zugänglich, weshalb sie auch keine geistigen (z.B. Exkommunikation, sondern nur körperliche Strafen erhalten sollten („Prudenter novis orbis Antistenes [...] stuerunt in has [...] minime perspicaces Indorum gentes, ab excommunicatione ceterisque censuris esse abstinendum“ [Session 2a, Kapitel 19, zit. nach Pablo Hernández: **Organización Social de las Doctrinas Guaranies de la Compañia de Jesús**, Barcelona 1913 – Dokumentenhang, 1, 62]).

24.* Nach frühchristlichen Quellen war der Apostel Thomas bei seinen Missionsreisen bis Persien und Indien gelangt.

25.* Vgl. Charlevoix (siehe Anm.10), 198ff.

26.* Zum Schutz der Eingeborenen wurden von den spanischen Königen, die von Papst Alexander VI. in der Bulle „Inter cetera divinæ majestatis“ vom 4. Mai 1493 zum „Vicarius Christi“ für die neuentdeckten Länder ernannt worden waren, außerdem ein „Protector de Indios“ und ein „Visitator“ ernannt.

27.* Nach dem Muster der spanischen Stadtverfassungen räumten die „Leyes de Indias [Indianer-Gesetze]“ den „pueblos“ erhebliche Maß an Selbstverwaltung ein.

28.* Kazike hießen die Häuptlinge auf den Antillen. Der Name wurde von den Spaniern fälschlicherweise auch für die Stammesoberen – tubichá – der Guaraní verwendet.

29.* Im deutschen Text findet sich hier ein offenbar vom Übersetzer eingefügter Hinweis, daß es sich dabei um das spanischen Ausdruck für das französische „metayer [Halbpächter]“ handelt. Mit „mita“ bezeichneten die Spanier jedoch zunächst die Arbeitsdienstverpflichtung unter den Inkas, später den Frondienst bei den Kolonisatoren.

30.* Don Martinez de Irala (1506-1577) unternahm 1536 die erste Expedition in das Gebiet des Rio Paraná; später putschte er gegen den vom spanischen König eingesetzten Statthalter Alvaro Nuñez de Vera Cabeza de Vaca.

31.* Die Spanier bezeichneten die aus Tupi-Inidianer und Mestizen bestehenden Hilfstruppen der Portugiesen als „mamlucos [Mamelucken]“ und verglichen sie damit mit den für ihre Grausamkeit berüchtigten Leibwächtern orientalischer Herrscher, die oft aus gefangenen Europäern bestanden. Auf ihren „bandeiras“ genannten Kriegszügen fielen die „mamelucos“ 1618 auch in die Missionsgebiete der Jesuiten ein, um sich aus ihren am oberen Paraná gelegenen Reduktionen mit Indianer zu versorgen. Die Jesuiten sahen sich schließlich gezwungen, Guairá zu räumen und errichteten im Gebiet der heutigen argentinischen Provinz Misiones neue Siedlungen.

32.* Im September 1610 hatten Cataldino und Maceta die Reduktionen Loreto am Paranapane und San Ignacio-Mini am Pirapo gegründet.

33.* Vgl. **Welt-Bott** (siehe Anm.22), 3, 30.

34.* Ein Baum mit Plankenaufsatz.

35.* Charlevoix (siehe Anm.10), 288.

36.* Die Zwillingsbrüder Amphion und Zetos, Kinder des Zeus und der Antiope, regierten in Theben. Amphion transportierte mit der Musik seiner Leier die Steine der neu errichteten Stadtmauer.

37.* Orpheus bezauberte durch seine Gesänge selbst Tiere, Bäume und Steine.

38.* „In Wahrheit kann gesprochen werden: Zeige diesen Heiden ein Messer, ein Spiegel, ein gläsernes Küglein, eine Nadel, einen Angel oder einen andern Kindertand, so kannst Du dieselben wie eine Schar Geißen mit Salzschnitten führen, wohin es Dir belieben wird“ (**Welt-Bott** [siehe Anm.22], 14, 71).

39.* **Apostelgeschichte** 5, 3.

40.* **Apostelgeschichte** 5, 11.

41.* In Durchführung einer königlichen Cédula Real vom 21. November 1601 (Indianer sollten zukünftig „[...] los indios vivau [...] sin notas de esclavitud ni de otra sujeción más de la que como naturales vasallos deben [...] [ohne eine Spur von Sklaverei und andere Unterwerfung leben, die über die von natürlichen Vasallen geschuldete hinausgehe]“) erließ Alfaro 84 bis ins Detail gehende Bestimmungen über die Behandlung von Eingeborenen. Diese „Ordenanzas de Alfaro“ wurden in zuungusten der Indianer veränderter Form 1618 in die „Leyes de Indias“ aufgenommen (zit. nach Hernández [siehe Anm.23] , 2, 97/2 Anhang 56/ 2, Anhang 57).

III. Die Niederlassungen der Jesuiten

Der spanische Hof zeigte an der Bekehrung der Indianer und an ihrer Zivilisierung lebhaftes Interesse. Da er wie weitere Anwendung der brutalen Mitteln verbot, deren man sich bis dahin bedient hatte, und anstatt Sanftmut und Milde empfahl, mußte er auf die Anregung der Jesuiten hin die Apostel der neuen Methode materiell unterstützen, um ihnen ihr Kulturwerk zu erleichtern. Geistliche Eroberer traten nun an die Stelle der weltlichen: Nicht nur die Jesuiten, auch zahlreiche andere Geistliche, die zwar die Sprache und die Sitten der Indianer nicht kannten, aber als Zehrpfennig dies Subventionen der Madrider Regierung in der Tasche trugen, begaben sich in die Grenzgebiete der Länderstriche, die von Europäern bewohnt waren. Ein solcher Missionar erbaute eine hölzerne Kirche, sammelte einige Indianer um sich, die er in den Städten aufgelesen hatte und die sich im Einverständnis mit ihm befanden und kündet die Gründung eines Ortes an. Wenn die erhaltene Subvention aufgebraucht war, verschwand der Pfarrer und begann irgendwo anders das gleiche Spiel mit dem gleichen Erfolg. Das erbaute Kirchlein fiel bald in Trümmer und das Dorf hörte auf zu existieren, aber der spanische Hof frohlockte über die Fortschritte, die Christentum und Zivilisation dank der betätigten Sanftmut machten. In Wirklichkeit wurde seit dem Erlaß der königlichen

Ordonanz (* „ordonenza“) vom Jahr 1611 auch nicht ein einziges indianische Dorf gegründet. Eine Ausnahme machten die Missionen der Jesuiten.

Die Missionare der Gesellschaft Jesu wurden gleichfalls aus der Kasse der Regierung unterstützt, aber sie nahmen es ernst mit ihren Aufgaben, die Wilden in Ortschaften anzusiedeln, sie des Nomadenlebens zu entwöhnen, sie zur Arbeit und obendrein noch zum Christentum zu erziehen. Zu diesem Zweck machten sie sich zunächst mit den Indianern vertraut, indem sie unter ihnen lebten, ihre Sprache lernten, ihre Sitten und den Aberglauben studierten. Von 1610 bis 1768 gründeten und leiteten sie 30 „pueblos“, die zur Zeit der Jesuitenausweisung aus Paraguay 150.000 Einwohner zählten. In der Mission des heiligen Franziskus Xaver[42], der zahlreichst bevölkertsten Jesuitenniederlassung, wohnten 30.000 Indianer, die schwächer bevölkerten Ansiedlungen zählten zwischen 500 und 1.000 Bewohner.

Die Niederlassungen gehörten zur berühmten Provinz Guairá, welche zwischen den Ufern des Paraguay und Uruguay, zwischen dem 26. und 28. Breitengrad und dem 54. und 57 Längengrad westlich von Greenwich gelegen waren. Drei andere Missionen lagen in größerer Entfernung von ihnen. In Wirklichkeit haben die Jesuiten nur 26. Flecken gegründet, die anderen Missionen entstanden aus ehemaligen „comendarias“, 19 von den 26 Niederlassungen wurden während der ersten Jahre gegründet und mit Wilden vom Stamm der Guaraní besiedelt. Für die übrigen sieben Missionen nahm man Indianer aus Ansiedlungen, die schon länger als ein halbes Jahrhundert bestanden.

Azara schreibt den Erfolg der Jesuiten während der ersten 25 Jahre ihrer Missionstätigkeit, wo sie so viele Zweigniederlassungen gründeten, nicht ihrer Überredungskunst und der Macht des apostolischen Wortes zu. Seiner Ansicht nach war der Umstand entscheidend, daß in jenen Jahren Portugiesen und die „mamelucos [Mamelucken]“ von São Paulo in rücksichtslosester, unmenschlichster Weise die Wilden verfolgten, um sie zu Gefangen zu machen und als Sklaven zu verkaufen.[43] Die entsetzten und versprengten Indianer flohen in das Gebiet zwischen den Flüssen Paraná und Uruguay und in die Urwälder, in welche die Räuber nur schwer eindringen konnten. In kleinen Gruppen herumschweifend, mutlos und verkommend, unterwarfen sie sich sehr leicht dem Einfluß der Jesuiten, die ihnen Lebensmittel und Schutz boten. Der Dechant Funes, der die Behauptung Azaras zu widerlegen sucht, kann seine Meinung nichts anderes einwenden, als daß die Spanier in Paraguay fast ebenso grausam waren als die Portugiesen und die Mestizen von São Paulo. Er bestätigt also Azaras Behauptung, daß die Indianer nur in die Missionen flüchteten, um ihren grausamen Verfolgern zu entgehen. Als die Jagd auf die Wilden etwas nachließ, fanden auch die Jesuiten keine Indianer mehr, die sich bekehren und zivilisieren ließen.

Da zögerten sie dann auch nicht, den Weg der Überredung aufzugeben und ohne irgendwelche Gewissenskonflikte zu weniger platonischen Mitteln Zuflucht zu nehmen, um ihre drei letzten Niederlassungen zu gründen. Dieser Gründungen rühmen sie sich nicht gegenüber aller Welt, aber Azara versichert, daß er Kenntnis von ihren Methode der Zivilisierung durch Indianer, die unter ihnen gelitten haben, bekommen habe. Die Methode ist typisch, sie verdient es, geschildert zu werden, denn offenbar ist sie in mehr als einem Fall zur Anwendung gelangt. Die Jesuiten übersandten den Guaranís von Taruma Geschenke durch bekehrte Mitglieder ihres Volkes, die ihre Sprache redeten. Nachdem diese Abgesandten das Glück ihres neuen Lebens geschildert hatten, teilten sie mit, daß ein ehrwürdiger Vater, der sie herzlich liebe, unter ihnen wohnen möchte. Er werde kostbare Geschenke mitbringen, unter anderem viele Kühe, damit sie das ganze Jahr genug zu essen hätten, ohne daß sie sich viel abplagen und Nahrung suchen müßten. Die Wilden gestatteten das Kommen des frommen Vaters. Der Jesuit ließ sich in Gesellschaft etlicher ausgesuchter Indianer unter den Wilden nieder. Nach und nach und unter den unterschiedlichsten Vorwänden, um keinen Verdacht zu erregen, vermehrte er die Zahl seiner Gefolgschaft. War diese zahlreich genug geworden, umzingelte man das Lager der Wilden, veranlaßte sie durch Drohungen, Versprechungen und heuchlerische Reden zur Unterwerfung und gliederte sie dann in die verschiedenen Missionen de Paraná ein. Viele Indianer entflohen wieder und kehrten in ihre Heimat zurück, obwohl diese sehr weit entfernt von den Niederlassungen lag. Gewöhnlich wurden sie wieder eingefangen und in noch entferntere Niederlassungen geschickt.

Dieses brutale Vorgehen erinnert in vielem an das der Spanier und Portugiesen, die von den Jesuiten so scharf verurteilt worden waren. Allerdings war es nicht immer erfolgreich. So gelang es den Jesuiten nicht

eine Mission in Sankt Stanislaus zu gründen. Freilich handelte es sie dabei um die Bekehrung und Mission von M'bayas, „die mit allen Guaranís der Welt nicht gebändigt werden konnten". Wie immer traten die Jesuiten auch hier als Freunde auf, und unter dem Vorwand der Auslieferung von kriegsgefangenen Angehörigen ihres Stammes lockten sie die ihnen feindlich gesinnten Kriege nach der Mission von Santo Corazon. Prächtig wurden die M'bayas dort empfangen, unter Musikbegleitung fand ihr Einzug statt, ihr Besuch wurde durch Konzerte, Tänze, Kampfspiele und eine riesigen Schlemmerei gefeiert, bei welcher man sie betrunken machte, was nicht allzu schwer fiel. Man ließ sie getrennt schlafen und während des Schlummers wurden sie gefesselt und ins Gefängnis geworfen, wo sie bis zur Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay verblieben. Azara erfuhr die Tatsachen, die er berichtet, von mehreren M'bayas, die das Unglück gehabt hatten, mit der Loyalität der Jesuiten Bekanntschaft zu schließen.

Über die Gründung der ersten Missionen existieren nur die Erzählungen der Missionare, die übereinstimmend versichern, daß die Wilden einzig und allein mittels sanfter Überredung zur Seßhaftigkeit bewogen wurden. Nichtsdestotrotz suchten die Jesuiten gleich zu Beginn ihrer Zivilisationsarbeit um Erlaubnis an, ihre Anhänger mit Flinten bewaffnen zu dürfen. Sie erhielten die Erlaubnis dazu im Jahr 1636, nach dem Besuch des Paters Montoya in Madrid.[44] Wie sie behaupteten, benötigten die Jesuiten des Rechtes zur Bewaffnung von Mannschaften, um ihre Niederlassungen gegen die fortgesetzten Angriffe der Wilden verteidigen zu können. Tatsächlich praktizierten die ehrwürdigen Väter die Jagd auf Indianer, allerdings in der Form der Überredung. Die **Briefe der Missionare** enthalten eine große Anzahl erbaulicher Histörchen über ihr Vorgehen. Bekehrte Indianer gingen in die Wälder, um dort den neuen, wahren Glauben unter den Götzendienern zu verkünden, und es gelang ihnen auch, Gläubige zu sammeln, die die göttliche Gnade ergriffen hatte. Gewöhnlich waren die Neubekehrten Frauen und Kinder, die ohne Zweifel geraubt wurden, während sich die Männer des Clans auf der Jagd oder auf Kriegszügen befanden. Kehrten die Männer dann nach Hause, forderten sie mit der Waffe in der Hand ihre Angehörigen zurück. Manchmal wurden die Jesuitenniederlassungen auch von Indianern angegriffen, die sich durch lügenhafte Verheißungen hatten betören lassen, aber, von dem Leben in den Siedlungen gründlich enttäuscht, entflohen waren und sich nun für die üble Behandlung rächen wollten. die sie während ihres unfreiwilligen Aufenthaltes in den Missionen erduldet hatten. Wenn man weiß, mit welcher nicht zu brechenden Zähigkeit sich die Wilden ihrer Gewöhnung an regelmäßige Arbeit widersetzten – zu der übrigens auch die arbeitende Bevölkerung der zivilisierten Länder unter Schmerzen „erzogen" worden ist -, so begreift man, daß die Jesuiten mehr durch Gewalt als durch Überredung die Arbeiter ihrer Missionen rekrutieren mußten. Sie selbst anerkennen, daß sie gezwungenermaßen den erwachsenen Indianern ihre Gewohnheiten als Jäger und Fischer lassen mußten, und daß sie das Dogma der Zwangsarbeit nur den Kindern einbleuen konnten, die sie raubten oder die in ihren Niederlassung geboren wurden.

Die Gesellschaft Jesu, die von der spanischen Regierung die nötigen Geldmittel zur Gründung der „Missionen" erhalten hatte, wollte innerhalb dieser als einzige Herrin schalten und walten. Es gelang ihr, einen königlichen Erlaß durchzusetzen, nach dem es jedem Spanier verboten war sich ohne Einwilligung des Ordens in den Niederlassungen aufzuhalten. Die Jesuiten behaupteten, daß die Laster der zivilisierten Christen die Herzensunschuld der neubekehrten Indianer und ihre Seelenheil schwer gefährdeten.[45] Sie setzen ferner durch, daß die jährlichen Inspektionen entfielen, die die Kolonialregierung in den „comendarias" der „yanaconas" und „mitayos" vornehmen ließ. Die Jesuiten legten nur Gott und dem Ordensgeneral und sonst niemandem Rechenschaft darüber ab, wie sie die seßhaft gemachten Indianer regierten und wie sie die von ihnen erzeugten landwirtschaftlichen und gewerblichen Reichtümer verwalteten.[46] Obwohl die Jesuiten sich über das Gesetz stellten, erhielten sie doch nach wie vor aus dem königlichen Schatz die Mittel für den Unterhalt und die Existenz eines Missionars für jede Niederlassung. Die dafür notwendige Summe wurde durch eine Kopfsteuer von 1 Peso und 8 Realten aufgebracht, die die Indianer der geistlichen Ansiedlungen der Krone bezahlen mußten, während die Indianer der weltlichen Kolonien pro Kopf eine jährliche Abgabe von 5 Pesos zu entrichten hatten.[47].

Die Jesuiten waren so klug und geschickt gewesen, ihre Missionen unmittelbar der Krone zu unterstellen. Dadurch waren sie der Überwachung durch die Kolonialregierung entzogen und ihre Bewohner blieben von der Fronarbeit in den Bergwerken und allen Abgaben befreit. Damit niemand außer ihnen auch nur einen Heller Steuer von den bekehrten Indianern einheben konnte, ließen sie sich durch

eine königliche Dispens von der Verpflichtung befreien, den Bischöfen der Kolonie einen Zehnten zu zahlen, „weil die Missionen“, so erklärt Charlevoix, „zu arm waren diese Last tragen zu können“. Der Hof von Madrid überhäufte die Jesuiten mit Begünstigungen. Er setzte nicht nur ihre Steuer herab und schaffte sie schließlich ganz ab, sondern als sie 1636 trotz des Widerstandes der Kolonialregierung das Recht erhielten, die Indianer ihrer Niederlassungen auf europäische Art zu bewaffnen[48], lieferte ihnen sogar der königliche Schatz die Mittel für die Beschaffung eines Teils der Kriegsmunition.[49].

Nachdem sie die Erlaubnis erhalten, hatten die Indianer mit Flinten und Kanonen auszurüsten, stellten sie eine reguläre Armee auf, angeblich um die Einfälle der Portugiesen und der „mamulucos“ abzuwehren, in Wirklichkeit aber, um die Missionen gegen die Spanier zu schützen, mit denen die Jesuiten immer in offener Feinschaft leben. Im Notfall wollten sie auch über eine Macht gegen die Kolonialregierung verfügen, die die Vertreterin der spanischen Krone war. So erklärt es sich, daß die Jesuiten, als sie sich im Besitz einer ansehnlichen bewaffneten Macht befanden, angeklagt wurden, einen unabhängigen Staat bilden zu wollen. Vielleicht hegte die Gesellschaft Jesu tatsächlich den hochfliegenden Plan, eine theokratische Republik zu gründen, die einen Teil Südamerikas umfaßte. Die Missionen, die sie in Brasilien entlang des Amazonasstromes, in Peru und im Norden Paraguays gründete, sollten sich entwickeln und ausdehnen und die Mittelpunkte bilden, um welche sich die verschiedenen Teile dieses Jesuitenreiches gruppierten.

Nur unter großen Schwierigkeiten war es den Jesuiten gelungen, die Indianer ihrer Missionen mit Feuerwaffen ausrüsten zu dürfen.[50] Die spanische Regierung hatte es sich nämlich zur Regel gemacht, bei den kriegerischen Indianerstämmen dieses Teils der Welt nicht Waffen einzuführen, deren Besitz diese zu gefürchteten, wenn nicht unbezwingbaren Feinden gemacht hätte. Schon mit ihren unvollkommenen Waffen fügten sie den Spaniern große Verluste zu. Die europäische Ausrüstung der Eingeborenen wurde den Jesuiten erst gewährt, nachdem der ehrwürdige Pater Montoya nach Madrid gereist war und versichert hatte, daß die Indianer der Missionen gutgläubige Katholiken und getreue Diener des Königs von Spanien seien. Sobald die Jesuiten die angestrebte Bewilligung erhalten hatten, machten sie sich sofort unter Einsatz ihres Organisationstalents und ihrer zähen Ausdauer daran, eine Armee zu bilden. Bereits im Jahr 1641 konnten sie über ein Heer von 4.000 Mann verfügen, die mit Flinten und Kanonen bewaffnet waren und unter der Führung von 300 einheimischen Offizieren standen, deren Oberbefehl als General der Kazike Abiaru innehatte. Sie konnten ein Heer von 7.000 bis 12.000 Mann aufbieten, mit Hilfe dessen sie Antequera[51] und Ramon bekämpften und besiegten. Diese Truppen wurden jedoch von höheren europäischen Offizieren kommandiert.

Jeder Ort, so berichtet Charlevoix[52], unterhielt ein Korps Infanterie und ein Korps Kavallerie. Die Fußtruppen waren ausgerüstet mit der Makana, das heißt der Keule, mit Bogen und Schleuder, sowie mit Schwert und Flinte. Die Reiter führten Lanzen, Säbel, Muskete und kämpften, wenn es sein mußte, wie die Musketiere zu Fuß. Die Oberleitung der Missionen nahm auch eine Abteilung abiponischer Reiter in ihren Dienst, die wegen ihres Mutes und ihrer Geschicklichkeit, Pferde zu lenken, berühmt waren.[53].

Alle Montage waren der militärischen Erziehung gewidmet, nichts, was diese zu fördern geeignet war, wurde vernachlässigt. Die Truppen wurden im Turnen, Fechten, Kriegstänzen, Massenbewegungen und im Kleinkrieg geübt. Das erweckte bei den Indianern wieder die Heldentugenden ihres Volkes. Sie legten bei den Kampfspielen und Manövern einen so leidenschaftlichen Eifer an den Tag, daß die Jesuiten die Parteien oft trennen mußten, damit es nicht Blutvergießen und zahlreiche Opfer gab.[54] Die Jesuiten bedienten sich ihrer Truppen nicht nur zur Verteidigung ihrer Missionen. Sie beeilten sich sie auch der Kolonialregierung zur Verfügung zu stellen und zwar aus einem zweifachen Grund: um die Eingeborenen an die Kriegführung zu gewöhnen und um den Spaniern durch die bewaffnete Macht zu imponieren, die sie aufmarschieren lassen konnten.

Kaum waren die bekehrten Indianer bewaffnet und diszipliniert, da wurden sie 1637 gegen die Carracas-Indianer gesandt, die die Einwohner einer spanischen Kolonie niedergemetzelt hatten. Sie belagerten die Carracas-Indianer auf einer Insel, töteten einen Teil von ihnen und führten die anderen als Gefangene fort. Aufständische Indianer hatten 1641 Asunción eingenommen, die Stadt, in der der königliche „gobernador“ von Paraguay seinen Sitz hatte. Die Missionare sandten ihm Truppen zu Hilfe, die die Rothäute schlugen,

vertrieben und die Spanier retteten. 1653 befreiten sie Asunción nochmals und 1660 retteten sie wiederum den „gobernador“, der in einer Kirche von Wilden belagert wurde; die Truppen der Jesuiten vertrieben die Wilden aus der Stadt, die sie erobert hatten. Zweimal, 1667 und 1671, stellten die Jesuiten ihre Fahrzeuge der Regierung zur Verfügung, um spanische Soldaten auf dem Río de la Plata von Corrientes nach Buenos Aires zu transportieren, das von Engländern blockiert wurde.

Im selben Maß, wie die Niederlassungen der Gesellschaft Jesu zahlreicher und größer wurden, wuchs auch der Haß und die bittere Feindschaft, den sie von Anfang an erregt hatten. Sie zogen sich den Zorn der gesamten spanischen Kolonie zu.

Der Umstand, daß das Gebiet der Missionen Spaniern jedes Standes verschlossen war, und daß diese sich nur mit ausdrücklicher Erlaubnis als Gäste und nicht länger als drei Tage dort aufhalten durften, weckte den Verdacht und den Neid der Europäer. Die Goldsucher bildeten sich unbegründeterweise ein, daß die Jesuiten reiche Edelsteinminen entdeckt hätten, die sie allein ausbeuten wollten. Und da es vorkam, daß sie den Besuch ihrer Missionen Bischöfen und hohen Staatsbeamten untersagten, deren feindselige Einstellung ihnen bekannt war, beschuldigte man sie, den Staatsschatz dadurch zu betrügen, daß sie nicht die genaue Zahl der Bewohner ihrer Ortschaften angaben, um nicht die ihren auferlegte Kopfsteuer entrichten zu müssen.

Die Missionare betrieben mit den landwirtschaftlichen und gewerblichen Produkten, die sie in ihren Niederlassungen erzeugt hatten, einen schwungvollen Handel. Sie verkauften in den größeren Städten Paraguays und auch in Buenos Aires Tabak, grüne Gemüse, rohen und gesponnene Baumwolle, gegerbtes Leder, Schuhe, Wachs und hauptsächlich den Yerba de Paraguay, den Paraguaytee, gewöhnlich Maté genannt, der in Südamerika sehr häufig anstelle des Kaffees genossen wird. Nach Charlevoix betrug der jährliche Umsatz der Jesuiten an diesem Produkt durchschnittlich 12.000 Arrobas, ungefähr 184.000 Kilo. Jede Niederlassung produzierte ungefähr 2.000 Arrobas Baumwolle, so daß die 30 Missionen zusammen einen Produktionsertrag von 921.000 Kilo Rohbaumwolle erzielten. Die Interessen aller europäischen Siedler wurden durch die Konkurrenz geschädigt, die ihnen die Jesuiten auf dem Gebiet der Industrie und des Handels machten. Daher erhoben sie gegen die Jesuiten genau die Anklagen, die die frommen Väter einst ihnen vorgehalten hatten. Sie behaupteten, daß die Indianer durch die Jesuiten eine stärkere Ausbeutung und härtere Behandlung erlitten, als sie ihnen in den weltlichen „comendarias“ zuteil geworden sei. Sie beschuldigten sie außerdem, eine beträchtliche Zahl von Eingeborenen jährlich dadurch Todesgefahr auszusetzen, daß sie diese 100 und 200 Meilen weit von ihrer Heimat ausschickten, um das Paraguaygras einzubringen. Während der langen und beschwerlichen Züge, die zu diesem Zweck stattfanden, erlagen sehr viele Indianer dem Hunger und der Überanstrengung. Diese hohe Sterblichkeit war nach Ansicht der europäischen Siedler der Grund für die schwache Bevölkerungszunahme in den Missionen. Zur Begründung ihrer Behauptung, daß die Jesuiten die Indianer aufs schonungsloseste ausbeuteten, verwiesen die Spanier darauf, daß bei Übernahme der „comendarias“ der „mitayos“ die Missionare die Vorschrift abschaffen ließen, welche den weltlichen „comendarias“ verbot, die Eingeborenen mehr als zwei Tage in der Woche arbeiten zu lassen. Ferner machten sie geltend, daß die Jesuiten die Abschaffung der Inspektion durchgesetzt hatten, die jährlich durch Abgesandte der Regierung vorgenommen wurde. Durch diese Umstände könnten sie völlig nach Belieben die Neubekehrten ihrer Missionen mit Arbeit belasten und überbürden.

Die Geistlichkeit war den Missionen ebenfalls feindlich gesinnt. Die Bischöfe konnten es den Jesuiten nicht verzeihen, daß sie unter dem Vorwand, die Niederlassungen seien zu arm, keinen Zehnten zahlten. Dom Bernadino, der Bischof von Assunción, klagte sie an, die christliche Religion zu verfälschen, um sie dem Geschmack der Wilden anzupassen, diesen zu gestatten, den Gott der katholischen Christen unter dem Namen des indianischen Gottes Tupa zu verehren, und bei der Übertragung des Katechismus in die guaranísche Sprache die Lehren der Kirche entstellt zu haben. Er warf ihnen außerdem vor, daß sie das Beichtgeheimnis brächen, das in ihren Händen zu einem Werkzeug der Herrschaft geworden sei. Die Jesuiten bewirkten, daß Dom Bernadino in eine andere Kolonie versetzt wurde. Die Gesellschaft Jesu verfolgte in Paraguay die gleiche Taktik, die sie in China anwendete, wo sie das Kreuz abschafften weil es den Proselyten[55] als ein schmachvolles Marterwerkzeug erschien. Pascal[56] und die Gegner der Jesuiten haben sich über solchen Opportunismus weidlich entrüstet. Sie vergessen dabei, daß das

Christentum nur durch ähnliche Konzessionen bei den zivilisierten Völkern und den Barbaren der Alten Welt festen Fuß fassen konnte.[57].

Die Kolonialregierung fuhr fort, beim Madrider Hof gegen das Recht der Jesuiten zu protestieren, die Indianer bewaffnen und Streitkräfte organisieren zu dürfen, deren gute Zucht und Tapferkeit sie bei manchen Gelegenheiten kennengelernt hatte. Aber die Gesellschaft Jesu beherrschte die schwachen, kleinmütigen Nachfolger Philipp II.[58] durch den Beichtstuhl, und es gelang ihr stets aufs neue, die Angriffe und Forderungen des Statthalters der Kolonie zurückzuschlagen. Sie fühlte sich so stark, daß sie den Kampf mit Don Josè Antequera, den Statthalter von Paraguay, aufnahm. Sie schlug ihn und ließ ihn enthaupten. Während des Krieges gegen Antequerra und Ramon, der nach dem erstgenannten die Partei der Städte, die Partei „de los communeros“ organisierte, benutzten viele Indianer die Gelegenheit, um ihre Freiheit zurückzuverlangen. Im Verlauf dieser Kämpfe stellten die Jesuiten 12.000 Soldaten auf die Füße, die mit Flinten und Kanonen ausgerüstet waren und von hohen Offizieren europäischer Abstammung befehligt wurden.

Die beständigen Anklagen, welche von allen Klassen der spanischen Gesellschaft gegen die Jesuiten erhoben wurden, mußten schließlich doch den Hof von Madrid beunruhigen. Er wollte in Erfahrung bringen, inwieweit sie auf Wahrheit beruhten, und ordnete deshalb eine Untersuchung an. In äußerst geschickter Weise ließen die Jesuiten ihren Einfluß spielen, so daß diese Untersuchung Männern anvertraut wurde, die ihnen vollständig ergeben waren und das Wirken der Missionen überschwenglich verherrlichten. Einer von ihnen, Dom Pedro Farardo, Bischof von Buenos Aires, erklärte, daß die Niederlassungen der ehrwürdigen Väter eine ideale christliche Republik bildeten, in der die vollkommene Herzensunschuld herrsche und „wo vielleicht im Laufe eines Jahres nicht eine einzige Todsünde begangen werde“ und daß die Missionare so wunderbare Erziehungsresultate erreicht hätten, „mit Wilden, die zu allen Lastern geneigt waren“.[59].

Trotzdem sah man in Madrid nicht gerade mit freundlichem Auge auf die Gütergemeinschaft, die nach den Behauptungen der spanischen Ansiedler alle von den Indianern erzeugten Reichtümer den Jesuiten zur Verfügung stellte. Die Missionare ihrerseits versicherten, daß einzig und allein eine kommunistische Ordnung der Dinge es ermögliche, den Unterhalt für die bekehrten Indianer zu beschaffen, die, sorglos und leichtsinnig wie Kinder, völlig außerstande seien, ihren Besitz zu verwalten und die Ernteerträgnisse einzuteilen, daß ihre Existenz für das ganze Jahr gesichert würde[60], und daß die Niederlassungen nichts weniger als reich, vielmehr außerordentlich arm wären. „Was die Indianer durch ihre Arbeit erwerben“, schrieb der Bischof von Buenos Aires, „reicht nur hin, um ihnen täglich etwas Fleisch, Mais und Gemüse, schlechte und grobe Kleider und die Mittel zu verschaffen, die für den Unterhalt ihrer Kirche nötig sind“. Die Missionare behaupteten außerdem, daß der Kommunismus in den Niederlassungen nicht vollständig durchgeführt sei, weil jeder Familie ein kleines Feld zugewiesen wurde, auf dem sie ihre Nahrungsmittel produzierte.

Mit Staunen erfuhr der spanische Hof, daß, wegen der völkischen Absonderung der Indianer von den Spaniern, den Spaniern nicht nur der Zutritt zu den Missionen verboten war[61], sondern daß den Indianern auch die spanische Sprache nicht gelehrt wurde.[62] Jede Möglichkeit eines Verkehrs zwischen den Bekehrten und den europäischen Siedlern sollte unterbunden sein, damit die Bekehrten nicht sittlich verdorben werden konnten. Die holländische Regierung, die sich um das Seelenheil der Eingeborenen ihrer Kolonien nicht kümmert, verfolgt in ihren Besitzungen auf der Insel Java die gleiche Politik. Die europäischen Verwaltungsbeamten sind gezwungen, die javanesische Sprache zu lernen, damit sie sich mit ihren Untergebenen verständigen können, denen bloß die Landessprache geläufig ist und die keine europäische Sprache erlernen dürfen. Die spanische Regierung, weniger als die holländische vom Handelsgeist beherrscht, war der Überzeugung, daß sie diesen Stand der Dinge nicht dulden dürfe. Ein Erlaß vom 28. Dezember 1743 bestimmte, daß die Indianer der Missionen Spanisch lernen mußten, weil sie Untertanen der Krone seien. Eine Bemerkung Charlevoix’ gibt zu verstehen, daß die Jesuiten entschlossen waren, dem königlichen Befehl nicht Folge zu leisten. Ihrer Auffassung nach unterstanden die Indianer zunächst der Gesellschaft Jesu und dann erst dem spanischen König, der damals ein Bourbone war, Philipp V., ein Enkel Ludwig XIV. von Frankreich.

In jener Zeit wurde in Europa die Gesellschaft Jesu allgemein bekämpft. Dem Einfluß der bourbonischen Höfe gelang es durchzusetzen, daß die Jesuiten 1759 aus Portugal, 1762 aus Frankreich und 1767 aus Spanien vertrieben wurden, und daß der Papst Klemens XIV.[63] 1773 den Orden aufhob.

Unter den Dokumenten, die bei der Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay beschlagnahmt wurden, befindet sich ein Brief des ehrwürdigen Pater Rabayo, der beweist, daß man ihm in Madrid alles andere als wohlgesinnt war. Der Pater sagt im wesentlichen, die gegen die Missionare erhobenen Beschwerden seien so zahlreich, schwerwiegend und schlimmer Natur, daß er unmöglich ihre Wirkung verhindern könne, obwohl er in seiner Eigenschaft als Beichtvater des Königs auf diesen einen bedeutenden Einfluß ausübe. Die spanische Regierung, so meint Azara, war von starkem und lebhaftem Argwohn gegen die christliche Republik erfaßt worden, weil fast alle Jesuiten in den Missionen Engländer, Italiener und Deutsche waren die wenigen unter ihnen befindlichen Spanier keinen hervorragenden Einfluß ausübten. Aber sie wagte nicht, die Jesuiten offen und direkt anzugreifen, da sie fürchtete, daß sie auf Widerstand stoßen und sogar eine Niederlage erleiden würde. So zog die Regierung ein vorsichtiges und sanftes Vorgehen vor. Sie forderte die allmähliche Befreiung der Indianer, die seit mehr als einem Jahrhundert unter jesuitischer Vormundschaft standen. Die Jesuiten bewilligten alles, was man von ihnen verlangte, aber sie hütete sich wohlweislich, auch nur irgendeine Konzession durchzuführen.

Die Zwistigkeiten, die zwischen Portugal und Spanien über die Grenzen ihrer südamerikanischen Kolonien ausbrachen, beschleunigten die Lösung des Konflikts. 1750 hatte der spanische König an Portugal einen Teil Uruguays abgetreten. Die portugiesische Regierung befahl den Jesuiten, die auf dem abgetretenen Gebiet sieben Missionen besaßen, sich samt den bekehrten Indianern aus dem Staub zu machen. Die Indianer weigerten sich, den Missionaren zu folgen. Manche von ihnen nutzten die Gelegenheit, um ihre Freiheit zurückzuverlangen und wieder die Ländereien zwischen dem Uruguay und dem Paraná zu durchschweifen, andere blieben in den neugegründeten Dörfern ansässig. Angestiftet von den Jesuiten griffen sie zu den Waffen, um den von ihnen tief verabscheuten Portugiesen Widerstand entgegenzusetzen. Don Pablo Bucareli y Ursúa, der den Frieden wiederherstellen wollte, warf den Missionaren vor, daß sie die Zweitracht schürten und einen Krieg angezettelt und unterstützt hätten, dessen erster und einziger Zweck gewesen sei, den Besitz der Missionen zu erhalten. Am 2. Jänner 1768 unterzeichnete der spanischen König Karl III.[64], der Sohn Philipps V., einen Erlaß, durch den die Jesuiten aus den drei Provinzen Paraguay, Rio de la Plata und Tucuman vertrieben wurden. Bucareli, der diesen Erlaß durchzuführen hatte, hielt es für klug die gleiche Taktik anzuwenden, die Mithridates[65] gebraucht hatte, um die in seinen Staaten lebenden Römer niederzumetzeln. Am 7. Juni schickte er den Statthaltern der einzelnen Gebiete ein versiegeltes Schreiben zu mit dem Befehl, es erst am 21. Juli zu öffnen. Am 22. Juli erschienen gleichzeitig und unverhofft in allen Missionen bewaffnete Reiterschwadronen, die den Befehl hatten, die in den „reductiones“ anwesenden Jesuiten ohne jeden Aufschub fortzuführen. 150 Missionare wurden aufgegriffen und in die Städte Corientes, Córdoba, Santa Fé, Montevideo und Buenos Aires gebracht. Am 3. August 1768 waren alle Jesuiten aus den spanischen Kolonien vertrieben.

Anmerkungen

42.* Franziskus Xaver (1506-1552) fuhr 1541 mit drei Gefährten nach Ostinidien und begann damit die jesuitische Bekehrungsarbeit außerhalb Europas. Er ist der Schutzpatron der katholischen Missionsarbeit.

43. Der Jesuit Montoya schreibt über das Wüten dieser „mamelucos“: „Sin duda tienen fé de Dios, las obras son del diabolo [Obwohl ihrem Namen nach Christen, waren sie ihren Werken nach Teufel]“ (Antonio Ruiz de Montoya: **Conquista Espiritual**, Madrid 1639, 93).

44.* Montoya wurde nach Madrid geschickt, um „[...] à la fuente de la justicia y Reales üpies [zu Füßen des Königs und an der Quelle der Gerechtigkeit]“ um Schutz zu flehen (Antonio Ruiz de Montoya [siehe Anm.43], 96).

45.* „[...] mando que en pueblos de indios no peduan vivir ó vivan españoles, negros, mulatos, ó mestizos [...] proque se ha experimentado que alungos que tratan, tragian y vivien entre los indios son hombres inquietos, de mal vivir, ladrones, jugadores, viciosos y gente podrida; y por huir los indios de ser agraviados dejan sus pueblos [In den Indianerdörfern können und dürfen keine Spanier, Neger, Mulatten oder Mestizen wohnen, weil erfahrungsgemäß einige, die im Gebiet der Indianer Handel treiben, reisen und leben ein schlechtes Leben führen und den Indianern Unbillen zufügen]“ (**Recopilación de leyes de Indias**, Madrid 1681, Ley 21, tit. 3, lib. 6). Vgl. auch Charlevoix (siehe Anm.10), 285.

46.* Die Societas Jesu ist zentralistisch organisiert mit einem auf Lebenszeit gewählten Generaloberen an der Spitze der Hierarchie, die vier verschieden Stufen der Mitgliedschaft kennt: Novizen, Scholastiker, Koadjutoren, Professen. Nur nach einer 17-jährigen Ausbildungszeit kann die Stufe der „Professen“ erreicht werden, denen allein die höchsten Ämter des Regularklerikerordens vorbehalten sind und die außer Keuschheit, Armut und Gehorsam auch noch ein besonderes Gehorsamgeblübde gegenüber dem Papst ablegen.

47.* Charlevoix (siehe Anm.10), 282.

48.* Cédula Real vom 1640: „He tenido pro bien concederles algunas armas de fuego [Ich habe einige Feuerwaffen zum Gebrauch gewährt]“ (zit. nach Hernández [siehe Anm.23], 1, 514).

49.* Provisión final del Virrey vom 15. Jänner 1646: „Dense las armas para los Indios – 150 bocas de fuego con sus correspondientes pertechos, pólvora y municiones [Ich habe den Indianern Waffen gegeben – 150 Feuerwaffen mit dem dazugehörigen Kriegsbedarf, Pulver und Munition]“.

50.* Charlevoix (siehe Anm.10), 291ff.

51.* Don José Antequera y Sastra machte sich unrechtmäßig zum Gouverneur und regiert von 1721-1735 das Land.

52.* Charlevoix (siehe Anm.10), 321ff.

53.* Indianer im Gran Chaco (Argentinien), der den spanischen Eroberern hartnäckigen Widerstand entgegensetzte (vgl. Martin Dobrizhoffer: **Historia de abiponibus equestri bellicosaque Paraquariæ natione** [**Die Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay**], Viennæ, Jos. nob. de Kurzbek 1784).

54.* Charlevoix (siehe Anm.10), 1, 321.

55.* Neubekehrten (in pejorativem Sinn).

56.* Der Philosoph, Mystiker und Mathematiker Blaise Pascal (1623-1662) attackierte die Jesuiten in seinen **Lettres provinciales** wegen der von ihnen vertretenen Meinung, ein Christ dürfe aus mehreren ernsthaften kirchlichen Lehrmeinungen die für ihn angenehmere oder günstiger auswählen.

57. Die Isländer bekehrten sich erst im zehnten Jahrhundert zum Christentum, nachdem sie in einer Volksversammlung gewisse Bedingungen aufgestellt hatten. Sie forderten, daß sie im Geheimen ihre alten Götter und deren Bildnisse weiter verehren dürfen, deren öffentlicher Kultus mit Verbannung bestraft werden sollte; außerdem, daß die alten Gesetze, die die Aussetzung von Kindern, den Genuß von Pferdefleisch und andere Bräuche gestatteten, auch künftig noch Geltung behielten. Nach der Annahme dieser Bedingungen, durch die der Vater über Leben und Tod seiner Kinder bestimmen konnte, führte Thorgeir, der Gesetzgeber Islands, das Christentum als anerkannte Religion im Lande ein.

58.* Philipp II. (1527-1598) regierte ab 1556 Spanien, ab 1580 auch Portugal. Er war ein Gegenreformator und errichtete die Klosterresidenz Escorial in Madrid.

59. Aus dem Brief, der 1721 an Philipp V. gerichtet wurde und den Charlevoix (* [Anm.10], 330) anführt.

60.* Vgl. Charlevoix (siehe Anm.10), 296.

61.* „Donde bastaren los predicatores des Santo Evangelio par pacifar y convertir los Indios, no se consienta que entren otras personas que oueden estorbar la pacificación y conversión [Wo die Verkünder des heiligen Evangeliums zur Befriedung und Bekehrung der Indianer genügen, sollen keine anderen Personen, die dabei stören könnten, hinzukommen]“ heißt es in der „Ordenanza 147 de poblaciones [Erlaß 147 über die Volksgruppen]“ (zit. nach Hernández [siehe Anm.23], 1, 423).

62.* Charlevoix (siehe Anm.10), 288.

63.* Klemens XIV. amtierte von 1769-1774.

64.* Karl III. regierte von 1759-1788.

65.* Mithridates, König von Pontos, führte 88-84 das Griechentum zum Kampf gegen das von Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla geschwächte Rom. Er begann die Auseinandersetzungen mit dem Vesper von Ephesos, ein Gemetzel an allen Italiker in Kleinasien.

IV. Das Leben der Indianer in den Missionen

Die Jesuiten haben alles mögliche unternommen, damit nicht bekannt wird, wie sie ihre Niederlassungen regieren. Sie hielten sie vor Fremden verschlossen, und die Beamten und königlichen Inspektoren, denen sie den Zutritt erlaubten, waren Freunde, von denen feststand, daß sie die Verhältnisse in den Missionen so ansehen würden, wie sie nach dem Wunsch der Jesuiten angesehen werden sollten. Aber es ist trotzdem ausreichendes Material zur Charakterisierung des Jesuitenstaates vorhanden. Wir besitzen die Beschreibungen, die die Missionare Charlevoix und Funes von den Niederlassungen der Jesuiten gegeben haben, ferner die lobenden Berichte der königlichen Beamten, die die Missionen zu untersuchen hatten, und schließlich die Tatsachen, die Azara sammelte, der kurz nach der Vertreibung der Jesuiten ihre Niederlassungen besuchen konnte. Genügt das alles auch nicht, um das Leben der Indianer in den Missionen in all seinen Einzelheiten kennenlernen zu lassen, so reicht es doch aus, eine allgemeine Vorstellung von der inneren Organisation der theokratischen Republik zu bekommen, die nach den Lehren des Evangeliums gegründet wurde, die die Gesellschaft Jesu, ohne auf eine hinderliche Aufsicht und auf Widerstand zu stoßen, in die Praxis umzusetzen vermochte. Man darf wohl behaupten, daß sich niemals eine bessere Gelegenheit geboten hat, das Ideal des Christentums zu verwirklichen.

Das Menschenmaterial, das die ehrwürdigen Patres formen sollten, entstammte einem jungen, körperlich und moralisch gesundem Volk, das, naiv und lenkbar, noch nicht korrumpiert worden war durch die egoistischen und antisozialen Leidenschaften, die das Privateigentum und die monogame Familie erzeugen. In gleicher Weise war das Volk noch unberührt von den Vorurteilen, die sich in dern alten Gesellschaftsorganisationen im Laufe der Zeiten angesammelt haben. Und die Missionare, die in diesen jungfräulichen Gegenden die Missionen gründeten, zeigten eine außergewöhnliche, bewundernswerte Klugheit, Selbstverleugnung und Geschicklichkeit, die Menschen zu leiten. Man kann nicht genug die Jesuiten-Patres bewundern, die ohne Familie, ohne persönlichen Ehrgeiz ihr Leben oder wenigstens ihre besten Jahre wie in einer Wüste inmitten der Indianer verbrachten, mit denen sie aus bestimmten, wohlerwogenen Gründen absichtlich keine andern als solche Beziehungen unterhielten, die sie zur Verwaltung der Niederlassungen unterhalten mußten. Obwohl sich in den Missionen nur 150 oder 200

Jesuiten befanden, gelang es ihnen doch, die Bevölkerung dem Willen ihre Ordens zu unterwerfen, die nach Funes zur Zeit der Vertreibung der Patres 150.000 Köpfe betrug, die aber während der 150jährigen Herrschaft der Gesellschaft Jesu jedenfalls noch zahlreicher gewesen ist. Es waren unschätzbare Dienste, die die Missionare von Paraguay dem Orden erwiesen, dessen Befehle sie empfingen und dessen Vorschriften sie befolgten.

Die Regierung der Missionen war denkbar einfach und wurde von wenigen leitenden Personen besorgt.[66] Jeder Ort wurde von einem Pfarrer und einem Vikar verwaltet, die unter der Aufsicht eines Superiors standen, der seinerseits dem Provinzial unterstellt war. Der Pfarrer, der unumschränkter Herr der Mission war, hatte deren Besitzstand zu verwalten, normalerweise konnte er die guaranísche Sprache nicht. Der Vikar hingegen, der sich um das Seelenheil der Mission kümmern mußte, war mit der Sprache der Indianer vertraut, mit denen er ja verkehrte und ständige Verbindung unterhielt. Der Pfarrer und der Vikar lebten in einem Kollegium, das in einiger Entfernung von den Niederlassungen gelegen war. Jeder nähere Verkehr mit den indianischen Frauen war ihnen aufs strengste untersagt, und ihre Keuschheit ist nie bezweifelt worden. Sie unterhielten nur Beziehungen mit den Männern, deren Dienste ihnen entweder für ihre eigene Person oder für die Gemeinde unabdingbar waren. Unter keinerlei Vorwänden betraten sie jemals die Häuser der Indianer, und nur selten kamen sie in die Dörfer. Wenn ein kranker Indianer der Mission des geistlichen Beistandes bedurfte, so brachte man ihn in ein zu diesem Zweck bestimmtes Zimmer, das sich in der Nähe des Kollegiums befand. Der Pfarrer oder der Vikar begaben sich in einer Sänfte dorthin, um dem Kranken die Beichte abzunehmen und die Sakramente zu erteilen. Die Geistlichen zeigten sich den Indianern nur in der Kirche und erschienen dann wie göttliche Wesen in allem Glanz und Pomp des katholischen Kultus, mit von Gold strahlenden Gewändern bekleidet, umgeben und bedient von zahlreichen, prächtig gekleideten Küstern und Chorknaben, umhüllt von Weihrauchwolken, während der Klang der Orgel, verschiedener Musikinstrumente und frommer Gesänge die Kirche erfüllte und die Wilden berauschte, auf die, wie es öfters in den „Erbaulichen Briefen“ heißt, Musik und Wohlgerüche eine sehr große Wirkung ausüben. Die Kirchen der armen Wilden waren die größten und schönsten der Kolonien.[67] Die der Mission Franz Xaver konnte 4.000 bis 5.000 Personen fassen; ihr Mauern waren mit schimmernden Platten aus Glimmer belegt, mit Malereien und Schnitzereien geschmückt, ihre Altäre glänzten von Gold und Silber. D’Orbigny[68], der diese Kirchen im Jahre 1830 besuchte, wo sie bereits viel von ihrer ursprünglichen Pracht verloren hatten, war überrascht von ihrer Schönheit und ihrem Glanz. Diese klug berechnete Ausstattung war ein unbedingtes Erfordernis, um unter die despotische Herrschaft der zwei Geistlichen – des Pfarrers und des Vikars – die Tausenden Indianer einer Mission zu beugen, „deren Glauben so naiv war“, sagt der Naturforscher d’Orbigny, „daß sie die Geistlichen als Stellvertreter Gottes betrachteten und ihnen blind gehorchten“.

Die Jesuiten ahmten das von den Spaniern gegebene Beispiel nach. Sie ließen die Indianer selbst ihren Kaziken oder Kriegsführer wählen. Gewöhnlich wurden diese stets aus der selben Familie genommen, wie das bei der Mehrzahl der Wilden Sitte ist, die in kommunistischen Clans leben. Auf die gleiche Weise gestatten sie den Indianer ihre Munizipialbehörden (* „cabildo“) zu wählen, die aus zwei Alkalden und mehreren Mitgliedern des Gemeinderates bestanden. Aber diese Wahlen wurden in Gegenwart des Pfarrers vorgenommen, der die Ernennung der Gewählten leitete.[69] Die Gewählten standen völlig unter dem Einfluß der beiden Geistlichen, den niemand in dem Ort hätte einen wichtigen Beschluß zu fassen gewagt, ohne sich vorher darüber mit dem Pfarrer oder seinem Vikar verständigt zu haben. Die Mönche, die in der Leitung der Missionen an die Stelle der vertriebenen Jesuiten traten, wurden anfangs oft in Verlegenheit gebracht durch die fortwährenden Anfragen und Ratschläge, die die Munizipialbehörden auch in den unbedeutendsten Verwaltungsangelegenheiten an sie stellten bzw. von ihnen verlangten. Die Gemeindebeamten waren nur die Werkzeuge, deren sich die Missionare zur Durchführung ihrer Absichten bedienten. Antonio de Ullola versucht diese Tatsache durch die Behauptung abzuschwächen, „daß der beschränkte Geist der bekehrten Indianer es nötig mache, daß sich die Missionare um all ihre Angelegenheiten kümmern und sie in weltlicher wie geistlicher Hinsicht leiten“.[70].

Die Indianer waren „wie Kaninchen in einem Gehege“ in den Missionen eingeschlossen. Um ihren Verkehr mit der Außenwelt und ihre Flucht zu verhindern war jedes Dorf von tiefen Gräben umgeben, die durch Pfähle und starke Palisaden gedeckt wurden. Den Zugang vermittelten nur ein oder zwei Tore, die

von Schildwachen gehütet wurden, und die man nur nach schriftlicher Erlaubnis passieren durfte. Das Gebiet jeder Ortschaft war von Gräben begrenzt, und dort, wo man diese überschreiten konnte, standen Wachen, die verhinderten, daß die Indianer aus einer Niederlassung in eine andere gingen. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde die Vesperglocke geläutet. Alle Bewohner einer Mission mußten sich dann in ihre Häuser zurückziehen. Eine Patrouille „von Personen, auf die man zählen konnte“ und die sich alle drei Stunden ablösten, sagte Charlevoix, zog durch die Straßen, „um zu verhindern, daß jemand sein Haus verläßt, ohne daß man weiß, was ihn dazu veranlaßt und wohin er geht“.[71].

Das Reiten war den Indianern an allen Tagen verboten, an denen keine militärischen Übungen stattfanden. Die Herden wurden jedoch von Berittenen gehütet. Um die Zahl der Hirten zu vermindern und nicht nötig zu haben, das Vieh zu kennzeichnen, umgaben die Missionare die Weideplätze mit Gräben, so daß sie buchstäblich einem eingefriedeten Park glichen. Die Tiere wie Menschen wurden in den Missionen gefangengehalten.

Innerhalb der Missionen war des Pfarrers Wille Gesetz. Es gab keine geschriebenen Gesetze, nur „Vorschriften“[72], die man mit den Arbeitsreglements der kapitalistischen Betriebe vergleichen kann. Der Pfarrer verurteilte Sträflinge zu Gebeten, zu Fasten, zu Gefängnis und zur Auspeitschung, ohne daß er jemand Rechenschaft über seine Entscheidungen schuldig gewesen wäre.[73] Nach dem schon erwähnten, von Charlevoix berichteten Vorgang, wie ein Kazike wegen Ungehorsams gegen die Missionare vom Feuer des Himmels verschlungen wurde, wäre die Annahme wohl nicht erstaunlich, daß in den Missionen von Zeit zu Zeit Autodafés[74] stattfanden, um unverbesserliche Indianer loszuwerden und ein Exempel zu statuieren.

Ein Korps von Polizisten, das aus den gefügigsten und ergebensten Indianern gebildet wurde, überwachte streng die Bewohner der Niederlassung und bestrafte sie, wenn sie bei Fehlern ertappt wurden.[75] Damit die Bestrafung zur sittlichen Läuterung des gesamten Gemeinwesens beitrage, mußte der Schuldige ein Büßerhemd tragen wie die Ketzer, die die Inquisition verbrannte. Er wurde zur Kirche geführt, wo er öffentlich seine Schuld einbekennen mußte, dann auf den öffentlichen Platz der Mission, wo man ihn auspeitschte. Die Jesuiten und ihre Lobredner möchten glauben machen, daß die Indianer diese ebenso schreckliche wie entwürdigende Art der Bestrafung als Gnade empfanden. „Nie“, so schreibt Funes, „hat einer von ihnen versucht, seine Fehler kleiner erscheinen zu lassen oder seiner Strafe zu entgehen. Alle nahmen ihre Strafen mit Dankesbezeigungen entgegen. Es gab Indianer, die nur ihr Gewissen als Zeugen ihrer Fehler hatten, aber ihre Verfehlungen bekannten und ihre Bestrafungen forderten, um ihre Gewissensbisse zu mildern, die quälender als Strafe waren“. Don Antonio de Ullola fügt hinzu: „Sie hegen ein so großes Vertrauen zu ihren Seelenhirten, daß auch eine grundlose Bestrafung ihnen verdient erschiene“. Wenn diese Behauptungen der Wahrheit entsprechen – und angesichts des zur Überschwenglichkeit neigenden Charakters der Wilden und der Empfänglichkeit ihrer phantastischen Einbildungskraft würde es durchaus nicht erstaunlich sein, wenn dies der Fall wäre -, so geben sie uns einen Maßstab für die moralische Herrschaft, die die Jesuiten über die die armen Indianer ausübten. Dieser moralische Einfluß hätte sie veranlassen sollen, von grausamen und demütigenden Strafen abzusehen.

Die Jesuiten boten alles auf, um die Indianer geistig noch mehr als körperlich in Fesseln zu legen. Die ganze Zeit, die nicht der Arbeit und der nötigen Erholung gewidmet war, mußten sie in Gebeten zubringen, damit ihnen nicht eine Minute frei blieb, in der sie hätten über ihre Lage nachdenken können. „Die Kirchen“, berichtet Charlevoix[76], „sind nie leer. Immer ist hier eine große Anzahl von Personen versammelt, die ihre ganze frei Zeit in Gebeten verbringen“. Morgens und abends, vor und nach der Arbeit begaben sich alle Bewohner der Mission in die Kirche, um der Messe beizuwohnen und zu beten. Ehe die Frauen das Gotteshaus betraten, lösten sie ihre Haare auf, die sie gewöhnlich wie die Soldaten des vorigen Jahrhunderts in einen herabhängen Zopf geflochten trugen. Der ganze Sonntag verstrich unter religiösen Zeremonien: Messen, Abendgottesdienst, Taufen, Verlobungen, Eheschließungen, Ankündigungen von Festen und von Festtagen, Verlesung von Hirtenbriefen des Bischofs und anderer religiöser Schriftstücke usw. Der wöchentliche Ruhetag sollte ganz absichtlich so langweilig als möglich gemacht werden, damit sich die Indianer nach der Arbeit zurücksehnen und sie als eine Zerstreuung betrachten.

Der berühmte Doktor Ure führt in seiner **Philosophie der Manufakturen** [***Philosophy of manufactures etc.**, London 1835] [77] als ein Beispiel, dem „die Freunde der Menschheit folgen sollten“, das philanthropische Vorgehen der Stockholmer Fabrikanten an. Diese hatten 250.000 Franken für den Bau eines Gebäudes ausgegeben, in dem sie allsonntäglich 4.000 bis 5.000 Arbeiter zusammenpferchten, die fromme Lieder singen und lesen lernen mußten. Die Leute sollten dadurch davor bewahrt werden, „in die Laster zu verfallen, die die Faulheit erzeugt“, und sich durch „den menschlichen Egoismus fortreißen zu lassen, der die Arbeiter geneigt macht, mit neidischem und feindseligem Auge ihren besten Freund zu betrachten: den enthaltsamen und unternehmenden Kapitalisten, der ihnen Arbeit gibt“.

Um die bösen Neigungen ihrer Indianer zu zügeln, verfügten die Missionare über geistige Mittel, die der Protestant Ure und die philanthropischen Ausbeuter Englands nicht kannten. Sie hatten für die Männer, für die Frauen und für die mehr als zehn Jahre alten jungen Leute zahlreiche Brüderschaften und Schwesternschaften gegründet, die „unter dem direkten Schutz des Herrn der Heerscharen und der Mutter Gottes standen“.[78] In Frankreich bemühen sich gegenwärtig (*1895) die katholischen Unternehmer, die Grundsätze des christlichen Sozialismus zu verwirklichen. Sie organisieren ihre Arbeiter und Arbeiterinnen in den Vereinen „Unserer lieben Frau von der Fabrik [Notre-Dame de l’Usine]“ und des „Heiligen Joseph“. Die Namen der Indianer wurden in die Listen der Bruderschaft beziehungsweise Schwesternschaft eingetragen, und die Streichung eines Namens bedeutete eine Strafe. Als Belohnung erhielten die Vereinsmitglieder das Recht, beim Gottesdienst mitsingen zu dürfen und, geschmückt mit prächtigen Gewändern und ehrenvollen Abzeichen, die sie nach der Zeremonie wieder zurückgeben mußten, an Ehrenplätzen zu sitzen.

Ein so einförmiges, der Arbeit und dem Gebet gewidmetes Leben konnte den Wilden nicht behagen, deren Vorfahren frei die Wälder durchstreiften und sich von den Beschwerden der Jagd und den Mühen des primitiven Ackerbaues durch Feste und Tänze erholten. Die Guaranís, die den bei weitem größten Teil der Einwohnerschaft der Jesuiten-Niederlassungen ausmachten, liebten, wie alle wilden Völker, den Tanz leidenschaftlich. Die „Jesuiten erlaubten ihnen von Zeit zu Zeit Erholungen“, berichtet Charlevoix[79], „und das sowohl, um ihre Gesundheit wie auch eine Fröhlichkeit zu erhalten, die, weit entfernt, der Tugend zu schaden, diese lieben macht“. Heine[80] schildert in einem seiner beißenden Gedichte einen Schiffskapitän, der Sklavenhandel trieb. Von den gleichen lobenswerten Gründen wie die Jesuiten in Paraguay bewegt, ließ der philanthropische Händler mit Menschenfleisch täglich seine Ladung Ebenholz auf Deck kommen und zwang die Armen durch Peitschenhiebe zu Gesang und Tanz. Durch dieses hygienische Verfahren verhinderte er, daß seine Schwarzen vor Langeweile und Verzweiflung über ihre verlorene Freiheit starben.

Jede Mission hatte ihren besonderen Schutzheiligen, dessen Namen sie trug. Sein Fest war das große Freudenfest der Bewohner. Mit Ungeduld wurde seine jährliche Wiederkehr erwartet und lange im voraus wurden eifrigst Vorbereitungen zu seiner Feier getroffen. Das Fest dauerte drei Tage. Die Bildsäulen des Heiligen wurden dann durch die Straßen getragen, die mit Teppichen und Fahnen geschmückt waren. Matten und duftende Blumen bedeckten den Boden. Über den öffentlichen Plätzen und Straßenkreuzungen spannten sich mit frischen Laubgewinden bekränzte Triumphbogen, um die Vögel flatterten, die an den Füßen angekettet waren. Hier und da wurden Jaguare und andere reißende Tiere in Ketten gezeigt sowie in großen Bassins schwimmende Fische. „Mit einem Wort, alle lebenden Geschöpfe wohnten gleichsam durch Vertreter dem Fest bei, um dem Gottmenschen ihre Huldigungen darzubringen“, heißt es in den „Erbaulichen Briefen“. In den Straßen wurden geschlachtete Tiere aufgestellt, deren Fleisch zusammen mit einem Glas Wein pro Indianer zur Verteilung gelangte. Die Gemeindebeamten und die Personen, die bei den Zeremonien des Festes figurierten, trugen prächtige Gewänder aus Europa, die sie nach der Feier wieder zurückgeben mußten. Diese kirchlichen Feste übten einen so nachhaltigen Eindruck auf die Indianer aus, daß sie sie 1830 noch immer feierten, als d’Orbigny die Missionen besuchte. Allerdings begingen sie die Feste damals mit größerer Freiheit, denn die Bewohner der benachbarten Dörfer strömten in Massen herbei, um teilzunehmen an den Festlichkeiten, Tänzen, Ballspielen – bei denen der Ball mit dem Kopf geworfen wurde – und anderen ungewöhnlichen gymnastischen Übungen.

Indessen scheinen alle Gebete und religiösen Zeremonien die Indianer nicht gerade zu einem Christentum erster Güte erzogen zu haben. Wenigstens kann man zu diesem Schluß gelangen, wenn man

den Behauptungen der Mönche Glauben schenkt, die an Stelle der Jesuiten die Leitung der Missionen übernahmen. Allerdings wollten die Jesuiten ja nicht die Liebe zu Gott, sondern die Liebe zur Arbeit entwickeln. Die Religion war für sie nur eine Werkzeug der Herrschaft, und ihre Gegner klagten sie deshalb unter anderem auch an, das Beichtgeheimnis zu mißachten und es zu mißbrauchen, um die Bewohner der Missionen auszuhorchen. Die Jesuiten haben gegen den Vorwurf dieses Verbrechens gegen die Religion energisch protestiert. Aber es ist sicher, daß sie sich zwar verpflichtet hatten, die Wilden zu unterrichten, aber den bekehrten Schäflein diesen Unterricht nur in dem Maße angedeihen ließen, als er ihnen selbst nützlich und erträglich war. Sie lehrten den Kindern Spanisch und Lateinisch lesen, obwohl diese nicht ein Wort dieser Sprachen verstanden. Man brachte ihnen also die Kunst bei, Worte von Idiomen zu entziffern, die ihnen ein Leben lang völlig fremd bleiben sollten. Dafür konnten sie bei der Messe als Chorknaben funktionieren, lateinisch dem Geistlichen die feststehenden Antworten beim Gottesdienst geben und lateinische und spanische Manuskripte abschreiben, die als Beweis ihrer wunderbaren Fortschritte an den Madrider Hof geschickt wurden. Mit der spanischen Sprache waren nur sehr wenige, sorgfältigst ausgewählte und geprüfte Indianer vertraut, die zum Zwecke des Verkaufs der Vorräte und Erzeugnisse der Ortschaften in die Städte gehen mußten. Das Schreiben wurde nur einer sehr kleinen Anzahl bekehrter Indianer gelehrt, die darin bewandert sein mußten, um die Bücher und Abrechnungen der Gemeinden führen zu können. Dafür bemühten sich die Missionare, den Indianern Handwerke zu lernen und ihre technischen Geschicklichkeiten zu entwickeln. Jede Mission erzeugte alles, was ihre Bewohner brauchten, sogar Musikinstrumente und Waffen, mit denen die Truppen ausgerüstet waren.

Funes sagt, daß es in jeder Mission Werkstätten gab, in denen verschiedenste Gewerbe getrieben wurden. Es gab Schmieden, Waffenschmieden, Gerbereien, Kunsttischlereien, Schuhmacherwerkstätten, Werkstätten für Bauarbeiten, für Uhrmacher, Vergolder, Maler und Bildhauer, Werkstätten, in denen das Wachs der wilden Bienen gereinigt und gebleicht wurde usw. Obgleich 1830 die Bevölkerung der Missionen bereits bedeutend zurückgegangen war, fand d'Orbigny doch, daß alle Handwerke weiter betrieben wurden. Zu ihnen waren unter Dr. Francia (der nach dem Sturz der spanischen Herrschaft Diktator von Paraguay wurde und es von 1814 bis zu seinem Tod 1840 blieb) neue Industriezweige und Beschäftigungsarten getreten, z.B. die Kultur des Zuckerrohrs. Der Staat, der an die Stelle der Jesuiten trat, war nun der einzige Grundeigentümer.

Die gewerbliche Ausbildung der Indianer begann frühzeitig und wurde mit vollendeter Geschicklichkeit geleitet. „Sobald ein Kind alt genug war um zu arbeiten", schreibt Charlevoix, „führt man es in die Werkstätten und teilte es dem Handwerk zu, für das es die meisten Neigungen zu haben schien, weil man der Überzeugung ist, daß die Kunst von der Natur geleitet werden muß".

Mit Ausnahme der Kaziken waren alle Indianer zur Arbeit verpflichtet. „Der oberste Gemeindebeamte und die Mitglieder des Gemeinderates samt ihren Frauen mußten die ersten in der Werkstatt sein", sagt Funes und Charlevoix fügt hinzu: „Die Aufgabe war den Kräften angemessen und wer sie nicht erfüllte, wurde bestraft". Die Näharbeiten wurden von den Musikern, Küstern und Chorknaben ausgeführt, damit die Frauen ausschließlich Baumwolle spinnen konnten. Die bestimmte Quantität Rohbaumwolle, die sie erhielten, mußten sie am Ende der Woche gesponnen abliefern, sonst wurden sie geprügelt. „In jeder Ortschaft gab es ein ‚Asyl', wo in Abgeschlossenheit jene Frauen wohnten, die kein Kind ernährten und deren Männer abwesend waren, ferner Witwen, Kranke, Greise und Krüppel. Man nährte sie und kleidete sie und wies in Arbeit zu, die ihren Kräften und Fähigkeit entsprach" (Funes).

Man warf den Jesuiten vor, daß sie die Gütergemeinschaft eingeführt hätten und jeder Familie alles zuteilten, was zu ihrem Unterhalt nötig war. Charlevoix wäscht sie von diesen schwerwiegenden Anklagen rein. „Es kann wohl etwas Ähnliches gegeben haben", sagt er[81], „als die neu angesiedelten Indianer noch nicht imstande waren, durch ihre Arbeit selbst für ihre Bedürfnisse zu sorgen, und als sie noch nicht in gesicherten Ortschaften seßhaft und endgültig eingerichtet waren. Aber seitdem sie nicht mehr zu befürchten brauchten, daß sie ihren Wohnsitz wechseln müssen, hat man jeder Familie ein Stück Grund und Boden zugeteilt, das, wenn es der erhaltenen Unterweisung gemäß bebaut wird, ihnen den nötigen Lebensunterhalt liefert. Dank der Art und Weise, wie man sie erzieht, darf man hoffen, daß sie nie den Überfluß kennenlernen werden". Die von den Jesuiten befolgte Taktik war äußerst geschickt. Um die freien Indianer zu veranlassen, sich in den Ortschaften niederzulassen, gaben sie ihnen am Anfang Lebensmittel

und ließen ihnen eine gewisse Freiheit. Jedoch sobald ihre Kinder ein gewisses Alter erreicht hatten, verurteilten sie sie zur Arbeit und zwangen sie, für ihren Unterhalt selbst dadurch zu sorgen, daß sie ein ihnen zugewiesenes Grundstück bebauen mußten. Die unterworfenen zivilisierten Indianer durften nur an zwei Tagen in der Woche für sich selbst arbeiten, die übrige Zeit mußten sie die Arbeit für „das Eigentum Gottes“ widmen. Das Getreide, das ihnen für die Bestellung der Felder oder zur Nahrung in Jahren der Mißwirtschaft vorgeschossen wurde, mußten sie bei der nächsten Ernte rückerstatten, oder sie wurden ausgepeitscht. Alle Bewohner der Niederlassung, mit Ausnahme derjenigen, die die Gemüse und andere Produkte zu verkaufen hatten, waren verpflichtet, ihre Lebensmittel selbst zu produzieren; die Ländereien der Indianer, die mit dem Handel der Mission betraut waren, wurden von der Gemeinschaft bestellt.

Das „Eigentum Gottes“ bestand aus den Ländereien, deren Ertrag den Jesuiten gehörte. In den weltlichen „comendarias“, von denen im zweiten Kapitel die Rede war, und die von den ersten Missionaren wegen der dabei üblichen Ausbeutung der Indianer aufs schärfste angegriffen wurden, mußten diese nur zwei Monate im Jahr für ihre weltlichen Herren arbeiten und verfügten nach Belieben über die restliche Zeit. Die guten Jesuiten kehrten das Verhältnis um, und das unter dem Vorwand, die Arbeit zu vermindern, die die Indianer für andere leisten mußten. Bei der Kultivierung des „Eigentum Gottes“ zeigt sich die ganze Geschicklichkeit der frommen Patres: Der Arbeit wurde der Charakter eines Festes aufgedrückt, wie dies bei der Bestellung der Felder der Sonne, des Gottes der Inka von Peru, der Fall gewesen war. Man versammelte sich in einer Schar auf dem öffentlichen Platze der Ortschaft, die Statue der Jungfrau Maria oder eines Heiligen wurde auf eine Tragbahre gestellt, und – ein Musikkorps voran – bewegte man sich unter dem Gesang frommer Lieder im Zug nach den Feldern des Herrn. An Ort und Stelle der Arbeit angekommen, errichtete man einen Altar aus Zweigen, auf den die Statue gestellt wurde, vor deren Augen man pflügte und erntete. War die Arbeit beendet, so stellte man die Heiligen wieder auf die Tragbahre und zog in feierlicher Prozession, laut singend und unter den Klängen der Musik in die Mission zurück.

Die Indianer durften nicht über den Ertrag ihrer Felder verfügen und über die Erzeugnisse, die sie während der zwei ihnen freigelassenen Tage herstellten. „Man weiß, was ihm sein Grundstück trägt“, sagte Charlevoix, „und seine Ernte stand unter der Aufsicht derer, die das meiste Interesse daran hatten, darüber zu wachen [...] Und wenn man nicht sehr fest die Hand darauf hielte, würde die Indianer bald ohne Nahrungsmittel sein“. Der Indianer besaß nur seinen elenden Werktagsanzug, denn die Kleider, die die Offiziere während der militärischen Übungen und die Gemeindebeamten sonntags und bei religiösen Zeremonien trugen, wurden, wie die Waffen, in den Magazinen der Gemeinde aufbewahrt. Es wird versichert, daß nachts die Kirchenglocke Männern und Frauen die Stunde verkündete, die sie den Freuden der Venus widmen durften. Um die Indianer zu veranlassen, sich zu vermehren, verboten die Jesuiten Männern und Frauen, das Haar lang wachsen zu lassen, ehe sie Kinder gezeugt hatten. Dieser Brauch hat sich noch nach der Vertreibung der Jesuiten gehalten. „Die jungen kurzgeschorenen Paare [pelados y peladas]“, sagt d’Orbigny, „geben sich alle Mühe, die Erlaubnis zu verdienen, langes Haar tragen zu dürfen“.

Funes selbst muß zugeben, daß es in dieser christlichen Republik an Freiheit fehlte. „Wir geben zu“, sagt er, „daß die Freiheit der Indianer in Bezug auf die Verfügung über ihr Eigentum nicht die Freiheit war, die dem Ideal einer Republik entspricht. Nichts wäre törichter gewesen, als eine Freiheit zu gewähren, die mit dem Charakter und den Lebensbedingungen dieser Indianer unvereinbar war. Durch die Barbarei, in der sie lebten, daran gewöhnt, sich nur von dem augenblicklichen Wunsch leiten zu lassen, ohne je über die Gegenwart hinauszublicken, sich nur zu entscheiden unter dem Druck einer zwingenden Notwendigkeit und unter der steten Herrschaft der Leidenschaft, nie der Vernunft gemäß zu handeln, mußten sie einige Jahrhunderte sozialer Kindheit durchleben, ehe sie jene Reife erlangten, die die Voraussetzung des vollen Gebrauches der Freiheit ist. Der Zeitpunkt, ihnen diese zu geben, war noch nicht gekommen, und die Indianer mußten deshalb durch Einrichtungen regiert werden, ähnlich denen, wodurch ein Vater seine Familie regiert“. Azara scheint diese Entschuldigungen vorausgesehen zu haben, denn er erinnert daran, daß die freilebenden Indianer ihre Vorräte einteilen, damit sie das ganze Jahr hindurch reichen. Im Gegensatz zu den Behauptungen der Jesuiten legen die Indianer eine sehr große Voraussicht an den Tag. Morgan erzählt in seiner „Urgesellschaft“ nach dem Pfarrer Gorman von den Indianer der Dörfern von Laguna (Neumexiko), daß sie die Vorräte in gemeinsamen Speichern unterbringen, die von Frauen verwaltet werden. „Diese betätigen mehr Sorge für die Zukunft als ihre spanischen Nachbarn; sie richteten

es ein, daß ihre Vorräte das ganze Jahr hindurch reichten; erst wenn es zwei Jahre nacheinander Mißwirtschaft gegeben hat, leiden die Ortschaften Hunger“. Die Jesuiten gewöhnte die Guaranís ihrer Missionen absichtlich daran, nicht an die Zukunft zu denken, damit sie die Wilden leichter regieren und ihnen als eine Vorsehung entgegentreten konnten, die für alle ihre Bedürfnisse aufmerksam sorgte.

Die christliche Republik, die die Jesuiten in Paraguay gründen konnten, ohne daß irgendein äußeres Hindernis sich der vollkommenen Durchführung der Grundsätze des Evangeliums entgegenstellte, entpuppte sich als eine kluge und einträgliche Verquickung von Hörigkeit und Sklaverei. Wie die Leibeigenen waren die bekehrten Indianer gezwungen, ihren Lebensunterhalt selbst zu erzeugen; und wie die Sklaven waren sie jedes Eigentums beraubt.

Diese Familienväter, wie Funes die Jesuiten nennt, gaben den Indianer nur ihre Kleidung und die war armselig genug. Alle Indianer gingen barfuß, obgleich es in den Missionen Gerbereien und Schuhmacherwerkstätten gab, deren Erzeugnisse in den Städten verkauft wurden. Die Frauen trugen nur ein Hemd aus grober Leinwand, das ärmellos und um die Hüften von einer Schnur zusammengehalten wurde. Die Männer waren mit Hemd und Hose aus der gleichen Leinwand bekleidet. Sie trugen eine baumwollene Mütze; die Frauen gingen barhäuptig.[82] Jede Frau erhielt jährlich 5 Vara[83] (4½ Meter) und jeder Mann 6 Vara (5 Meter 40 Zentimeter) Stoff zur Kleidung. Die Leinwand, aus der diese hergestellt wurde, wurde von den Indianer gesponnen und gewebt.

Diese wohnten ebenso jämmerlich, als sie schlecht gekleidet waren. „Die Häuser“, sagt Charlevoix [84], „wurden anfangs aus Rohr gebaut, das einen Lehmbewurf erhielt. Sie hatten weder Fenster noch Schornstein. Der Herd befand sich in der Mitte, und der Rauch zog durch die Türe ab. Jetzt hat man begonnen, steinerne Häuser zu bauen, die mit Schiefer gedeckt sind. Charlevoix schrieb im Jahr 1757, 11 Jahre vor der Vertreibung der Jesuiten und anderthalb Jahrhunderte nach der Gründung der Missionen. Funes führt im Zusammenhang mit den Wohnungen einige ergänzende Tatsachen an. „Die Häuser hatten weder Fenster noch eine Vorrichtung, die den freien Durchzug der Luft ermöglichte: Sie enthielten keine Möbel. Alle Einwohner der Missionen setzten sich auf die Erde und aßen auf dem Boden. Sie hatten keine Betten und schliefen in Hängematten“. Später baute man regelrechte Häuser, die aber nicht besser ausgestattet wurden. Alle Indianer, die denselben Kaziken anerkannten und folglich dem gleichen Clan angehörten, bewohnten eine Galerie oder langes Gemach, das in Einzelzimmer von zwei bis drei Meter abgeteilt wurde. In jedem Zimmer schlief eine Familie ohne Betten und ohne Möbel. Diese von den Lobredner der Jesuiten, Charlevoix und Funes, sowie von Azara berichteten Einzelheiten zeigen uns, daß die Indianer der Missionen wie im wilden Zustand in gemeinsamen Häusern beieinander wohnten, die den von Morgan beschriebenen „long houses [langen Häusern]“ der Irokesen entsprachen.[85] Die Missionare kümmerten sich blutwenig darum, die materiellen Verhältnisse der Indianer zu heben, deren Zivilisation sie herbeiführen wollten, ihnen kam es nur darauf an, sie zur Arbeit zu „erziehen“.

Der Gesundheitszustand in den Missionen war geradezu jämmerlich. Charlevoix erzählt, daß die Einwohnerschaft der Niederlassungen häufig gelichtet wurde durch Pockenepedemien, Fleckfieber, das bösartige Fieber und eine vierte Epidemie, von der er nichts weiter sagt, als daß sie von äußerst stechenden Schmerzen begleitet ist. Trotzdem fügt er hinzu: „In keiner Ortschaft, auch nicht einmal in einem ganzen Kanton hatte man ein Hospital oder auch nur eine gute Apotheke eingerichtet, wie dies für die Moros geschehen war, unter denen die Jesuiten von Peru eine Republik nach dem Muster der Guaraní-Republik gegründet hatten. Allerdings hatte dort die öffentliche Wohltätigkeit die Mittel dafür aufgebracht, die man in Paraguay zu finden nicht erwarten darf, weil es hier keine wohlhabenden Leute gibt“.[86] Die guten jesuitischen „Familienväter“ hatten wie alle Kapitalisten kein zwingendes Interesse an der Erhaltung des Lebens ihrer Arbeitskräfte, die sie ja nicht wie die Sklavenhalter zu kaufen brauchten. So verausgabten sie keinen Pfennig für die Indianer, die ihnen Reichtümer verschafften.

Die Jesuiten jammerten stets über die Armut der Missionen. Ihren Behauptungen nach hatten die seßhaften Indianer, die sechs Tage in der Woche arbeiteten, „kaum so viel, um sich täglich ein wenig Fleisch, Mais, etwas Gemüse, schlechte und grobe Kleider verschaffen und für die Mittel aufkommen zu können, die für den Unterhalt ihrer Kirchen erforderlich sind“. Und das, obwohl der natürliche Reichtum Paraguays erstaunlich groß ist. Man erntet hier zwei Mal im Jahr Mais[87], seit der Diktatur von Dr. Francia

auch zwei Mal Weizen. Die **Erbaulichen Briefe** erzählen, daß es im Lande einen außerordentlichen Überfluß gab an „Früchten, deren Mannigfaltigkeit wunderbar ist, und die man nur zu pflücken brauchte. Im Lande gab es mehr als zehn Arten wilder Bienen[88], von denen manche einen köstlichen Honig lieferten [...] Seen und Flüsse voller Fische, deren Fleisch zart und nahrhaft war und von denen ein einzelner mancher Arten für die Mahlzeit von fünf Personen ausreicht [...] Wälder und Ebenen voller Hirsche, Rehe, wilde Ziegen, wilde Schweinen, Utias (eine Hasenart) und eine ungeheure Menge wilder Pferde und Rinder [...]. Im Jahr 1730 konnte man in Buenos Aires ein Pferd für zwei Nähnadeln einhandeln, einen Ochsen für den gleichen Preis [...].[89] Die Wachteln und Rebhühner, die fast Huhngröße erreichten, waren so zahlreich, daß man sie mit Stöcken totschlug“.[90] Der ganz gewöhnliche natürliche Reichtum des Landes wurde noch vermehrt durch die Arbeit der Indianer, deren Erzeugnisse die Gesellschaft Jesu in den Stand setzten, einen blühenden Handel zu treiben mit Maté, Rohbaumwolle, gesponnener Baumwolle, gegerbten Häuten, Schuhen, Wachs, Tabak, Getreide, frische und getrockneten Gemüsen.

In dem von der Natur so wunderbar reich bedachten Land verurteilten die Jesuiten ihrer Arbeiter der Missionen zu einer elenden Lebenshaltung und machten ihnen noch einen Vorwurf aus dem wenigen, das sie verzehrten. Wie die Kapitalisten ihre Arbeiter als Trunkenbolde hinstellen, so bezichtigen die Jesuiten die Indianer beständig der Genußsucht und der Gefräßigkeit. Die ersten Reisenden, die mit ihnen in Berührung kamen, bewunderten dagegen ihre Mäßigkeit und schilderten das Erstaunen der Wilden darüber, daß ein Europäer bei einer einzigen Mahlzeit so viel verzehren könne. D’Orbigny, der das Einsammeln des wilden Honigs durch die Indianer der Mission von Santa Ana beobachtete, berichtet, daß die Indianer ungefähr 20 Tage in den Wäldern verbrachten und während er Zeit keine andere Nahrung hatten als Maiskolben und ein aus Honig bereitetes Getränk. Unsere Kapitalisten bezeichnen die Proletarier, die ihnen zu Abermillionen verhelfen und die Wunder der Zivilisation verschaffen, als Dummköpfe und Faulpelze. Die Jesuiten, die ihnen in allem als Beispiel dienen wollten, warfen den Indianern vor, „faul zu sein“ (Charlevoix)[91], „zu allen Lastern geneigt zu sein“ (Farardo, Bischof von Buenos Aires), „beschränkten Geistes zu sein, wodurch die Patres gezwungen waren, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen“ (Ullola).

Funes anerkennt dagegen, daß „das Talent dieser Indianer für Nachahmungen jeder Art wunderbar war; glänzend war ihr Erfindungstalent“. Charlevoix selbst muß zugeben, daß die Indianer einen sehr hohen Grad von „Talent für Nachahmung besitzen: Man braucht ihnen nur Kreuze, Leuchter, Weihrauchbecken zu zeigen, damit sie diese nachahmen, und oft hat man Mühe, ihre Arbeit von dem Muster zu unterscheiden. Sie erzeugen ihre Feuerwaffen, Flinten und Kanonen, ihre Musikinstrumente, Orgeln der kompliziertesten Art, nachdem sie diese nur einmal gründlich betrachtet und untersucht haben, ebenso astronomische Instrumente, Teppiche nach Art der türkischen, und das Schwierigste, was es auf dem Gebiet der Weberei gibt“.[92] Die ersten Kirchen der Missionen wurden wegen Steinmangels sehr roh aus Balken zusammengezimmert, die man mit Lehm verkleidete. An ihrer Stelle entstanden neue Gotteshäuser aus Stein, die das Werk der Indianer mit „beschränktem Geist“ waren. „Diese Verzierungen“, sagte Charlevoix, „würden die schönsten Kirchen Spaniens nicht verunstalten“.

Funes protestiert dagegen, daß Raynal behauptet, die Jesuiten hätten „die selben Methoden angewendet, mit denen die Inkas ihr Reich regierten und ihre Eroberungen mehrten“. Funes hat recht. Die christliche Republik, „die die Lehren des Evangeliums und dem Wandel der ersten Gläubigen entsprechend gegründet worden war“, war keineswegs eine kommunistische Gesellschaft, in der alle Glieder an der Erzeugung landwirtschaftlicher und industrieller Produkte teilnahmen und gleicherweise Anspruch hatten auf die erzeugten Güter. Sie war vielmehr ein kapitalistischer Staat, in dem Männer, Frauen und Kinder, zur Zwangsarbeit und zur Peitsche verurteilt und aller Rechte beraubt, in dem gleichen Elend und der gleichen Verkommenheit dahinvegetierten, wie kräftig auch Ackerbau und Industrie aufblühten, wie groß auch der Überfluß der Güter war, den sie erzeugten.

Anmerkungen

66.* Vgl. zum Folgenden Charlevoix (siehe Anm.10), 283ff.

67.* Charlevoix (siehe Anm.10), 304ff.

68. A(*lcide Dessalines) d'Orbigny: **Voyage dans l'Amérique mérdionale de 1826 à 1833**, Paris (* 1839-1844).

69.* Charlevoix (siehe Anm.10), 284.

70. Don Antonio de Ullola: Relación historical **(***Historischer Bericht), von Charlevoix zitiert.

71. Das in den Missionen durchgeführte System der Unfreiheit entspricht so vorzüglich den Erfordernissen der kapitalistischen Ausbeutung, daß eine französische Aktiengesellschaft – wahrscheinlich ohne eine Ahnung von den Niederlassungen der Jesuiten in Paraguay zu haben – es gegenüber ihren Arbeitern zur Anwendung brachte. Die großen Ausbeutungsgenies finden sich. – Villeneuvette ist ein Ort, der auf einem Felsen der Cevennen gelegen ist. Das Ortsgebiet und alle Gebäude, von der Mairie und der Kirche bis zu den Arbeiterwohnungen, sind Eigentum einer Aktiengesellschaft, die Tuch für die französische Armee fabriziert. Niemand darf ohne Erlaubnis der Unternehmer den Ort betreten oder in ihm wohnen. Dieser ist wie die mittelalterlichen Städte von Gräben umgeben. Die Zugbrücke wird abends aufgezogen. Um 9 Uhr abends muß jedermann zu Bett gehen, und beim Morgengeläut müssen alle aufstehen. Die Zahl der männlichen Einwohner beträgt 400; sie sind alle Weber oder Fabrikangestellte. Die französische Sprache ist in Villeneuvette unbekannt, da spricht man nur den in den Cevennen verbreiteten Dialekt. Der Handel mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken ruht in den Händen der Aktiengesellschaft. Der Mairie und die Gemeideräte sind Arbeiter, die nur gewählt werden können, wenn ihre Person den Unternehmern genehm ist. Diese Ordnung der Dinge in Villeneuvette, die aus dem 18. Jahrhundert stammt, besteht noch heutzutage.

72.* Zunächst „Instruktionen", die später zu eine ersten und zweiten „reglamento general" zusammengefaßt wurden (Hernandez [siehe Anm.23], 1, Anhang 40-43).

73.* Charlevoix (siehe Anm.10), 284.

74.* Ketzergericht und -verbrennung.

75.* Charlevoix (siehe Anm.10), 315.

76.* **Ebenda**, 307.

77.* Titel der deutschen Übersetzung: **Das Fabrikwesen in wissenschaftlicher, moralischer und commercieller Hinsicht für Deutschlands Staatsmänner, Fabrikherren, Kaufleute und jeden gebildeten Vaterlandsfreund**, Leipzig 1847.

78.* Charlevoix (siehe Anm.10), 306f. (dort „Congregationen").

79.* **Ebenda**, 318.

80.* Der engagierte deutsche Dichter Heinrich Heine (1797-1856) schloß sich im Pariser Exil den Saint-Simonisten an.

81.* Charlevoix (siehe Anm.10), 292.

82.* **Ebenda**, 294.

83.* Elle = 0,835 m.

84.* Charlevoix (siehe Anm.10), 289.

85.* Morgan: **Die Urgesellschaft**, Stuttgart 1908 [Reprint: Wien 1987], 59.

86.* Charlevoix (siehe Anm.10), 325ff.

87.* **Ebenda**, 103.

88.* Nach **ebenda**, 19, „17 verschiedene Arten“.

89.* **Ebenda**, 13.

90.* Nach Charlevoix „gleich den Fischen mit der Angel fängt“.

91.* „Beinahe alle sind von Natur aus dumm, wild, unbeständig, meineidig, Menschenfresser, außerordentlich gefräßig, der Trunkenheit ergeben, ohne Vorsicht und kümmern sich nicht um die Zukunft, ja nicht einmal um die Bedürfnisse des Lebens, denn die Trägheit und Untätigkeit, in welcher sie ihr Leben zubringen, übertrifft alle Vorstellungen“ (Charlevoix [siehe Anm.10], 11).

92.* **Ebenda**, 287.